



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Ich will gar nicht mit Asien konkurrieren“

Lebensentwürfe und Arbeitspraktiken im Bereich öko-fairer Mode

Verfasser

Frank Broszeit

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 307

Studienrichtung lt. Studienblatt: Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuer: ao. Univ.-Prof. Dr. Thomas Fillitz

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre hiermit an Eides Statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Die aus fremden Quellen direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht. Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.

Unterschrift

Wien, am 12.03.2012

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung und Fragestellung.....	1
1.1 Methodik und Forschungsproblematik.....	2
1.2 Aufbau der Arbeit.....	5
2. Theoretischer Rahmen.....	7
2.1 Der methodische Nationalismus und seine Auswirkungen	9
2.2 Ansätze einer globalen Anthropologie.....	14
2.2.1 Anna Tsings Supply Chain Capitalism.....	17
2.2.2 Appadurai's Global Cultural Economy	19
2.2.3 Ulf Hannerz Komplexitätsanalyse.....	22
2.3 Wie definiert man ein gutes Leben (good-life)?.....	26
2.4 Aspekte gesellschaftlicher Reflexivität.....	28
2.4.1 Ulrich Becks Risikogesellschaft.....	28
2.4.2 Anthony Giddens posttraditionelle Lebensweisen.....	29
2.4.3 Scott Lashs Informationsgesellschaft.....	30
2.4.4 Zusammenfassung und Kritik der Ansätze.....	32
3. Die globale Transformation der Textilwirtschaft	33
3.1 Internationale Handelsabkommen und die Intervention der WTO.....	33
3.2 Entwicklung der Bekleidungsindustrie am Beispiel Tschechische Republik und Waldviertel.....	37
3.3 Postfordismus am Beispiel einer polnischen Firma.....	39
3.4 Produktionsauslagerung am Beispiel China.....	41
3.5 Supply Chain Kapitalismus am Beispiel Wal-Mart.....	46
4. Nachhaltigkeit.....	49
4.1 Die Unsicherheiten ökologischen Wissens.....	53
4.2 Supply Chain Citizenship.....	55
4.3 Kriterien nachhaltiger Textilproduktion.....	57
4.4 Textilgütesiegel.....	59
4.5 Ökozertifikate und Authentizität.....	61
4.6 „Fairness“ und Fair Trade.....	67
5. Nachhaltiges Wirtschaften.....	70
5.1 Pioneers of Change.....	70
5.2 Arbeiten am flexiblen Selbst.....	74
5.2.1 Die Künstler Metapher - Kreativität und ihre Voraussetzungen.....	77
5.2.2 Kreativität als Improvisation am Beispiel eines Mantels.....	83

5.3 Über die Finanzierung von sozialen Anliegen.....	88
5.4 Selbstbestimmung.....	93
5.4.1 Akzeptiert sein als Unternehmerin.....	95
5.4.2 So sein wie ich bin – Werkfrauen im Einsatz.....	98
6. A Human Economy?.....	101
6.1 Beispiel Mehrfachbelastung.....	111
6.2 Beispiel Expansion.....	114
6.3 Beispiel Made In Made By.....	116
6.4 Beispiel Lebensraum.....	121
7. Conclusio.....	127
8. Literaturverzeichnis.....	133
Audiodateien:.....	144
Transkripte:.....	144
9. Anhang.....	145
9.1 Abstract.....	145
9.2 Lebenslauf.....	146

1. Einleitung und Fragestellung

„Geht um die Ethik und Moral von Jeans Herstellern, sind die Guten schnell gefunden: allerdings an unerwarteter Stelle. Es sind nämlich neuerdings die Diskonter, die vormachen wie's geht. Sie stehen im Blickpunkt der Öffentlichkeit und ergo, stärker unter Zugzwang, auf Vorwürfe zu reagieren. Das wird auch beim leidigen Sandstrahl-Thema klar.“ (Medianet vom 01.07.2010)¹

So titelt die Zeitung Medianet und reiht sich in eine von Clean Clothes Austria geführte Kampagne gegen die Sandstrahltechnik bei der Jeansherstellung ein. Mittels dieser Technik werden Abriebeffekte erzeugt. Dieses Verfahren gerät zunehmend unter medialen Druck, da es mit schweren gesundheitlichen Folgen für die ArbeiterInnen in Verbindung steht. Solchen Produktionsweisen stellt sich nicht nur die Clean Clothes Kampagne entgegen. Auch Einzelhändlerinnen wie Laura Ebenberg werben auf ihrer Webseite mit nachhaltiger, fairer und nach ökologischen Gesichtspunkten hergestellter Kleidung: *„Soziale Verträglichkeit, Nachhaltigkeit und Transparenz bei der Herstellung des Produkts ist ebenBERG ein großes Anliegen.“*²

Was an beiden Argumentationen auffällt, ist, dass Hersteller und Handelspartner die Adressaten für gerechtere und bessere Arbeitsbedingungen gesehen werden anstatt politische Vorgaben. Aihwa Ong (2006) machte ähnliche Beobachtungen in Asien und erkennt darin eine weitere Veränderung des neoliberalen Projekts:

„Neoliberalism as exception is a 'technicalization of politics' that recasts politics as mainly a problematizing activity, one that shifts the focus away from social conflicts and toward the management of social life.“ (Ong 2006: 178)

Dieser angesprochene Shift von sozialen Konflikten hin zum Management des Sozialen lässt sich besonders gut im Bereich der öko-fairen Mode nachzeichnen, um den es in dieser Diplomarbeit gehen soll. Dabei interessiert mich besonders, welche Prozesse die Vorstellung eines guten Lebens (good-life) mitgestalten und wie diese in die Arbeit von Menschen einfließt, die sich mit öko-fairer Mode beschäftigen.

1 Medianet Feature von Alexandra Binder, Ausgabe vom Freitag 01.07.2010, S.5

2 http://ebenberg.at/?page_id=2 vom 29.02.2012

Um dieser Frage nachzugehen, untersuche ich drei Ebenen, die aufeinander einwirken:

1. Die Ebene globaler Prozesse beschäftigt sich mit Policy Making, wie es u.a. von der WTO betrieben wird. Diese entwickelt Annahmen darüber, wie eine gute wirtschaftliche Entwicklung und damit Wohlstand für die Menschheit auszusehen hat.
2. Die nächste Ebene rückt transnationale Veränderungen in den Mittelpunkt, wie sie von Firmen initiiert werden, die ihre Produktion über mehrere Kontinente hinweg in Form von Güterketten strukturieren.
3. Die dritte Ebene erzählt von Frauen die in Wien an ihrer Version einer gerechten Welt arbeiten. Sei es in Form einer Designerin, die ein öko-faires Modelabel gründen will oder Einzelhändlerinnen, die entsprechende Kleidung anbieten.

Durch diese drei Bezugsebenen soll gezeigt werden, wie das „lokale“ Handeln von Menschen mit überregionalen Einflüssen in Verbindung stehen.

1.1 Methodik und Forschungsproblematik

Die Arbeit baut zu einem Großteil auf Literaturrecherchen auf, die an der Universität Wien durchgeführt wurden und aus denen einige der ethnographischen Beispiele stammen. Ergänzt wird die Recherche durch eigene empirische Untersuchungen, die ich in Wien durchgeführt habe.

Diese Untersuchungen bestehen zum einen Teil aus Beobachtungen, die ich bei der Plenum Beratungs GmbH sowie der Designerin Eva Lackner (Label Anziehend Grün)³ durchgeführt habe. Dazu zählen Näharbeiten an einer Auftragsarbeit, die Erstellung eines Videointerviews für eine Spendenplattform und das Halten von Nähworkshops durch Eva Lackner. Beim Plenum konnte ich an Workshops und Infoabenden teilnehmen, sowie Kontakt zu den „Pioneers of Change“ knüpfen. Die Pioneers sind eine Gruppe von Weltverbesserern und Social Entrepreneurs, die am gleichnamigen Lehrgang teilnehmen.

Ergänzend wurden Interviews mit den Einzelhändlerinnen Kathrin Haumer (Boutique Greenground) und Laura Ebenberg (Boutique Ebenberg). Nicht zu vergessen, Luisa Lobo (Projekt

³ Arbeitstitel für ihr Label im Sommer 2011, da die Phase des Selbständig werden zu diesem Zeitpunkt noch nicht abgeschlossen war, kann sich der Name noch ändern.

Made In Made By), die eine Kooperation mit Laura Ebenberg und Eva Lackner aufbaut. Alle genannten Frauen arbeiten mit Stoffen und Kleidungsstücken, die unter öko-fairen Bedingungen hergestellt und zertifiziert wurden. Die einzige Ausnahme ist die ebenfalls von mir befragte Birgit Rampula (Label Amateur), eine Designerin und Shop Betreiberin, die konventionell hergestellte Stoffe verwendet. Ergänzend führte ich ein Gespräch mit Günter Benischek und Andre Pscheid von der Abteilung Social Banking der Erste Bank und good.bee, einer Institution für finanzielle Inklusion der Stiftung der Erste Bank.

Das in Kapitel zwei genauer beschriebene „follow the people“ (vgl. Marcus 1995: 106ff) war Ausgangspunkt meine InterviewpartnerInnen zu finden. Sei es durch Recherchen, Interviewpassagen oder Weiterempfehlungen. All diese Personen und Institutionen stehen in einer mehr oder weniger nahen Beziehung zueinander. Die Interviews selbst wurden nicht standardisiert geführt. Das ist zum einen der sich veränderten Fragestellung geschuldet und zum anderen, den Problemen bei der Feldforschung. Dazu zählen auch die jeweiligen Interviewsituationen zusammen. Während sich Eva Lackner Zeit für die Treffen nehmen konnte, wurden andere Interviews während der Ladenzeiten bei den erwähnten Einzelhändlerinnen geführt. Manche dieser Gespräche konnte ich aufzeichnen, da es eine Möglichkeit gab im hinteren Bereich des Shops das Interview zu führen. In anderen Locations musste ich meine Fragen mitten im Shop stellen, während die Betreiberinnen der Tätigkeit des Beratens und Verkaufens nachgingen. Entsprechend konnte ich manche Transkriptionen aufgrund von Audiomitschnitten anfertigen. Andere musste ich memorieren oder durch Stichworte festhalten, um sie später niederzuschreiben. Begleitend führte ich ein Feldforschungstagebuch, in dem diese Begebenheiten Einzug fanden. Die Zeiträume für mögliche Interviews wurden durch anstehende Modeschauen und Messen ebenfalls weit auseinander gezogen, und schlussendlich hatte ich wenig bis kaum Einfluss auf den sich entwickelnden Rhythmus der Feldforschung, die sich von Winter 2010 bis Spätsommer 2011 hin zog. Zu diesen Warte- und Leerzeiten gehörte auch das Rücksichtnehmen auf individuelle Belastungssituationen, die es verunmöglichten, meine erste Fragestellung über Kreativität in Unternehmen weiter zu verfolgen.

Dieses Thema wollte ich zuerst in einer kleineren Pharmafirma mit einer Bekannten zusammen untersuchen. Nach einem halben Jahr des Hinhaltens kam schließlich die definitive Absage ihrer ersten Zusage. Plan B war dieser Frage während dem Filialaufbau der Gemeinschaftsbank für Leihen und Schenken (www.gls.de) in Wien. Auch die GLS war zuerst offen für diese Forschung, leider gab sie dann im Winter 2010 ihr Vorhaben auf, nach Österreich zu kommen. Schließlich fand ich über diesen Weg Kontakt zur Plenum Beratungs GmbH. Hier konnte ich zwar auch nicht die

Interaktion mit Geschäftskunden untersuchen, doch ich erhielt Einblicke in den Lehrgang „Pioneers of Change“. Dort konnte ich auch Kontakt zu Eva Lackner knüpfen, die ich für einige Zeit begleiten konnte. Zu diesem Zeitpunkt war sie noch als Lehrerin berufstätig und hatte dadurch mit Mehrfachbelastungen zu kämpfen, um ihren Traum eines eigenen Modelabels zu verwirklichen. Diese Belastungssituation führte zu weiteren Einschnitten möglicher Beobachtungen, die mich die ursprüngliche Fragestellung schlussendlich verwerfen ließen. Das bisherige gesammelte Material konnte zu großen Teilen in der geänderten Fragestellung weiterverwendet werden.

Gegen Ende meiner Untersuchung wurde mir zunehmend die Wichtigkeit von Modemessen bewusst, auf denen ein Großteil des Netzwerks stattfindet. Dort informiert man sich über neue Entwicklungen im Bereich der Herstellung von Kleidung, sowie über Arbeitsbedingungen und Umweltschutz in der Textilindustrie. Es werden auch Wettbewerbe ausgeschrieben. Die Firma Lenzing⁴ ist durch ihre Ausschreibungen so bekannt, dass sie von fast allen Gesprächspartnerinnen erwähnt wurde. Lenzing entwickelt nachhaltige Fasern und nutzt Messen um Designerinnen aufzufordern, etwas aus ihren neuen Produkten zu machen, und so für sich zu werben. Messen sind ebenfalls wichtig um sich über Bezugsmöglichkeiten von Stoffen zu informieren und sich mit anderen Modeschaffenden auszutauschen. Das gilt auch für Shop BetreiberInnen wie Laura Ebenberg oder Kathrin Haumer. Laura sieht darin eine Möglichkeit, fokussiert die Kollektionen einzukaufen, die sie in ihrem Geschäft feil bietet. Kathrin hebt zusätzlich hervor, dass es eine Möglichkeit ist, mit neuen Labels in Kontakt zu kommen (vgl. Transkript 1: 6). Zu dem Zeitpunkt, als sich die veränderte Fragestellung und Messen als wichtiges Element herauskristallisiert haben, hätte es nur die Möglichkeit gegeben die Messe „Wear Fair“ in Linz zu besuchen. Dies war dann allerdings zu kurzfristig, um den Plan in die Tat umsetzen zu können, zumal damit auch weitere Kosten verbunden sind, die nicht einfach mal so mit dem studentischen Budget gedeckt werden können. Die Alternative bestand also darin Interviews in Wien durchzuführen und Zusammenhänge aus bereits publizierten Ethnographien zu übernehmen.

4 <http://www.lenzing.com/> vom 20.11.2011

1.2 Aufbau der Arbeit

In Kapitel zwei beginne ich mit einer Darstellung der Problematik klassischer Feldforschung und Alternativen, die sich dazu entwickelt haben, um globalen Fragestellungen zu begegnen. Ausgehend von George Marcus (1995) Grundlagentext „Multisited Ethnography“ stelle ich drei Spielarten dieser veränderten Feldforschung vor.

Die erste Variante beschäftigt sich mit Anna Tsings (2009) Ansatz der Analyse globaler Güterketten. Anhand dieser Güterketten untersucht Tsing die Entstehung von Ungleichheiten durch die globale Güterproduktion und erklärt die Bildung von ökonomischen Nischen. Den Markt für öko-faire Kleidung zähle ich zu solch einer Nische. Appadurais (vgl. Kreff 2003) global cultural economy zeichnet u.a. die Entstehung von globalen Landschaften nach und erklärt, wie manche Gegenden zu Hot Spots der Bekleidungsindustrie werden und andere in Vergessenheit geraten. Desweiteren bieten seine Ideen über Imagination eine Grundlage Lebensentwürfe besser zu verstehen. Ulf Hannerz Komplexitätsanalyse (vgl. Kreff 2003) verwende ich vor allem um darauf einzugehen, wie der Markt die Perspektiven von Menschen strukturiert und dadurch unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten erhalten. Appadurai sowie Lash, Giddens und Beck (vgl. Beck et. al. 1996) dienen als Ausgangspunkt gesellschaftliche Reflexivität zu verstehen, zu der auch Annahmen über nachhaltiges Wirtschaften und drohende (Umwelt)Gefahren zählen.

Nach diesem Theorieteil beginne ich in Kapitel drei globale Veränderungen in der Textilindustrie nachzuzeichnen, deren Ausgangspunkt die Bemühungen der WTO sind, Handelshemmnisse abzubauen. Die konkreten Auswirkungen dieser Politik, sowie der Aktivitäten transnational agierender Firmen und Konzerne wird anhand mehrerer Beispiele verdeutlicht. Dazu zählen die Abwanderung der Textilindustrie aus dem Waldviertel und der tschechischen Republik; die Umstrukturierung eines ehemaligen polnischen Staatsbetriebes für Lebensmittel nach der Auflösung der Sowjetunion; sowie Produktionsverlagerungen im Bekleidungsbereich nach China. Das Kapitel endet mit einer Analyse der Handelskette Wal Mart, die von Anna Tsing (2009) als den führenden Betreiber globaler Güterketten gesehen wird.

Kapitel vier beschäftigt sich mit dem Thema Nachhaltigkeit, welches gerade im Bereich der öko-fairen Mode zentral ist. Das Aufkommen dieses Begriffes und seine Implikationen werden mit dem in Kapitel drei beschriebenen Veränderungen in Verbindung gebracht. Neben der Darstellung verschiedener Sichtweisen auf Natur und Umweltschutz wird in diesem Kapitel danach gefragt, was denn eine öko-faire Produktion ist und wie wichtig Zertifizierungsprozesse dabei sind.

In Kapitel fünf rückt die lokale Ebene stärker in den Blick. Beschrieben wird ein Lehrgang, der Social Entrepreneurs helfen soll, ihre Projekte für eine besseren Welt umzusetzen. Es soll vor allem das Verhältnis zwischen den eigenen Ansprüchen und Bedürfnissen der UnternehmerInnen und den tatsächlichen Erfordernissen sich am Markt zu positionieren beleuchtet werden. Die Widersprüche künstlerischer Kreativität als Metapher und der konkreten Praxis einer Modedesignerin sowie mehreren Einzelhändlerinnen sollen hier als Beispiel dienen.

Kapitel sechs verdichtet das Spannungsverhältnis aus Kapitel fünf und widmet sich der Frage, wie denn eine „menschlichere“ Ökonomie aussehen kann, wenn Nachhaltigkeit als individueller Konsum gedacht wird. Diskutiert werden anthropologische Ansätze und eine Auswahl von Möglichkeiten, mit denen die Social Entrepreneurs in Kontakt kommen. Diese beeinflussen die Ansichten, wie ein besseres Leben und Wirtschaften aussehen kann. Als praktisches Beispiel einer Ökonomie, die mehrere Bedürfnisse abseits der Gewinnmaximierung befriedigt, dient das Projekt Made In Made By. Dieses soll besonders migrantischen Frauen eine Arbeitsmöglichkeit als Näherinnen und später Designerinnen bieten soll. In Kapitel sieben folgt eine abschließende Zusammenfassung der gesamten Diplomarbeit.

2. Theoretischer Rahmen

Im Folgenden soll ein kleiner Überblick über die Tatsache gegeben werden, dass das Leben von Menschen durch globale Geschehnisse geprägt werden. Davon bleibt auch die anthropologische Theoriebildung nicht unbeeindruckt.

In den 1980er Jahren erlebte besonders die amerikanische und deutsche Anthropologie durch die Krise der Repräsentation und der postmodernen Kritik eine schwere Erschütterung.

Anthropologisches Wissen wurde zunehmend infrage gestellt und als ethnozentrisches, westlich-liberales Wissen gebrandmarkt, da es einen verzerrten Blick auf die Welt lieferte und die Welt in „der Westen und die Andern“ einteilte. Erkenntnisse, die in Großbritannien, Skandinavien und Frankreich schon länger bekannt waren. Erste Rettungsversuche bestanden darin, moralische/ethische Aspekte in die eigene Forschungsmethodik aufzunehmen und den „Anderen“ in ihren Texten eine Stimme zu geben. Weiterführend lies man ab von den „grand narratives“, also dem Versuch, die Welt mit einzelnen, großen Theorien zu erklären, wie dies noch im Strukturalismus eines Evans-Pritchard oder Levi-Strauss geschah. Im europäischen und besonders skandinavischen Bereich hatte man diese Kritikpunkte allerdings längst zur Kenntnis genommen und eine dynamische und konfliktreiche Sicht auf Kultur und soziale Prozesse entwickelt. Dem gingen vor allem Arbeiten der Manchester School voraus, die im kolonialen Copperbelt (besonders im heutigen Sambia) eine konflikt- und prozessorientierte Anthropologie betrieben. Es sind ebenfalls Autoren wie Edward Said zu nennen, die mit ihren Werken gegen koloniale Vorstellungen anschieben (vgl. Gingrich 1999: 184ff).

Laut Henrietta Moore begann mit der Postmoderne ein Rückzug in die Empirie, genauer gesagt in die Ethnographie und die Feldforschung. Generalisierungen und Theoriebildung sind auch heute noch verpönt und fristen an manchen Instituten ein eher stiefmütterliches Dasein. Feldforschung wurde deshalb so interessant, weil AnthropologInnen in direktem Kontakt mit ihren Forschungssubjekten das Gefühl haben, ihre eigene Praxis nach ethischen Maßstäben ausrichten zu können und der direkte Kontakt ein „mittendrin statt nur dabei“ vermittelt, das der vorangegangenen westlichen Arroganz der Theoriebildung entgegen gestellt wird. Partikularismus wurde zum Gebot der Stunde. Bei der Feldforschung assimiliert sozusagen der Anthropologe die Erfahrung mit dem unbekanntem Anderen. Das authentische oder wahre Leben kann nur erfasst werden durch Langzeitfeldforschung mit Fokus auf dem Besonderen einer Kultur. Moore kritisiert daran allerdings, dass das Problem nur verschoben wurde, anstatt gelöst zu werden (vgl. Moore 1999: 5ff; Gingrich 1999: 185ff; Fillitz/Saris 2012: o.a.). Das eigentliche Problem liegt für Moore darin, dass Anthropologie gleichermaßen von ethnographischer Datenerhebung abhängt, sowie

einer interpretativen Darstellung dieser Daten. Daraus ergibt sich ein Spannungsverhältnis, das wie folgt charakterisiert wird:

„the need to separate oneself from the world and render it up as an object of experience, and the desire to lose oneself within this object world and experience directly.“ (Mitchell 1988: 29 zitiert nach Moore 1999: 7)

Gupta und Ferguson (2008) kritisieren dies besonders an der Anthropologie und dem Feld-Begriff. Laut den Beiden ist die regionale Spezialisierung als Anthropologe/Anthropologin einer der stärksten Hinweise auf die Ortsgebundenheit des Faches. Kulturelle Differenzen werden als natürlich angesehen und geographisch unterschiedlichen Regionen zugeordnet, samt den dazugehörigen „Locals“ oder „Ethnic Groups“ anstatt sich anzusehen, wie etwas als „lokal“ konstruiert wird. Ein Versuch, diese starre Sicht zu durchbrechen, stammt von Nina Glick-Schiller (2008). Diese definiert social fields in Anlehnung an Bourdieu und die Manchester School als *„multiple interlocking networks of social relationships through which ideas, practices and resources are unequally, exchanged, organized and transformed.“* (Glick-Schiller/Levitt 2008: 286) Dagegen lag das „klassische Feld“, in das man zu gehen hat, meist außerhalb Europas/der USA. Es wurde den AnthropologInnen nahe gelegt, „nicht zu Hause“ zu forschen. Trotz dieser Vorgaben, verblüffen Gupta und Ferguson (2008) die Erzählungen so mancher AnthropologInnen, die in ihren Werken ein Feld „zufällig“ entdecken. Als Beispiel führen Gupta und Ferguson die Region „Inner Asia“ an. Diese und andere regionale Einteilungen entstanden erst durch geopolitische Zielsetzungen der USA. Im Falle Inner-Asiens entstand der Begriff um die Zeit des Afghanistan Krieges und die Angst vor dem Aufstieg islamischer Staaten. Die bisherigen geopolitischen Einteilungen in Eastern Europe, Soviet Union, sowie China und Middle-East passten nicht ganz in dieses Szenario, und so versuchte man diese neue „Bedrohung“ entsprechend zu fassen. Dies beeinträchtigt durchaus die Forschung, denn Universitäten werden u.a. dafür bezahlt, solche Area Studies durchzuführen, um mehr über die soeben entstandene Region zu erfahren. Es entstehen ganz neue Fördertöpfe und dadurch auch Karrieremöglichkeiten, wenn man sich zur richtigen Zeit mit der richtigen Region beschäftigt (vgl. Gupta/Ferguson 2008: 87ff).

Dies gilt inzwischen auch für Themengebiete in der Anthropologie, die durch Konkurrenzkampf und Profilbildung an den Universitäten entstehen. Gupta und Ferguson sehen die Verschleierung dieser Zustände als Gefahr, denn dadurch entzieht sich der/die Wissenschaftler/in einer systematischen Analyse. Damit wird auch unterschlagen, wie field-sites und Untersuchungsgegenstände überhaupt erst entstehen (vgl. Gupta/Ferguson 2008: 88ff).

2.1 Der methodische Nationalismus und seine Auswirkungen

Themen wie good-life oder quality of life sind, im Gegensatz zu den eigentlichen Begriffsbezeichnungen, nicht neu in der Anthropologie. Seit der Formierung der Anthropologie als Wissenschaft im 19. Jhd. beschäftigt man sich mit der Frage, was denn eine Gesellschaft ausmacht und wie diese gesellschaftliche Ordnung erhalten bleibt und reproduziert wird.

Der Strukturfunktionalismus ging in den 1920er Jahren aus dem Paradigma des Evolutionismus hervor und hielt sich bis in die 1960er Jahre. Während in der Soziologie vor allem Talcott Parsons und Emil Durkheim als wichtige Vertreter gelten, sind es in der Anthropologie Bronislaw Malinowski und Alfred Radcliffe-Brown. Strukturelle Funktionalisten wollten keine individuellen Handlungen erklären. Sie wollten herausfinden wie eine soziale Ordnung entsteht und aufrechterhalten wird:

„For anthropologists and sociologists, the point of functionalist investigation was to identify the standardized habits that maintained the social organism in a condition of dynamic equilibrium – the 'more or less stable social structures' regulating individuals' relations' to another, and providing such external adaptation to the physical environment, and such internal adaptation between the component individuals or groups, as to make possible an ordered social life'. (Radcliffe-Brown 1932: 152, zitiert nach Kuklick 2007: 247)

Radcliffe-Brown (RB) ging davon aus, dass eine Gesellschaft analog zu einem Organismus gesehen werden kann. Ebenso wie der Organismus besteht eine Gesellschaft aus Teilsystemen (sozialen Institutionen), die sich im Lebewesen als größeres Ganzes vereinen. Als Teilsysteme wurden Verwandtschaft, Religion, Politik und Ökonomie gesehen. Es ging ihm darum zu verstehen, wie Sozialisation funktioniert, sprich, wie das Individuum in das soziale Ganze eingebettet wird (vgl. Barnard 2000: 61ff; 70ff).

Malinowski sprach ebenfalls von sozialen Institutionen die aufeinander einwirken. Er bleibt jedoch nicht auf einer institutionellen Ebene wie RB, sondern zieht einen direkten Zusammenhang zwischen dem Verhalten eines Organismus und gesellschaftlichen Zusammenhalt. So nimmt er Grundbedürfnisse an und sucht Entsprechungen in kulturellen Äußerungen. So wird Reproduktion mit Verwandtschaft übersetzt, während Wachstum mit Ausbildung und Erziehung in Verbindung gebracht werden. Diese „biological needs“ die er versuchte zu beschreiben führten allerdings in eine Sackgasse, da diese Annahmen schwer auf Kultur umzulegen waren und teilweise zu simplizistisch

wirken. Sämtliche gesellschaftlichen Institutionen haben laut Malinowski nur den Zweck, der „Selbsterhaltung“ zu dienen. Durch diese Annahme wird die Vielfalt menschlicher Lebensweisen auf die reine „Arterhaltung“ reduziert und verhindert eine differenzierte Analyse von Menschlichen Gesellschaften. (vgl. Barnard 2000: 66ff; Kuklick 2007: 24).

Im Falle Radcliff-Browns hieß das, sich die Beziehungen in einer Gesellschaft anzusehen und daraus soziale Formen abzuleiten. Unter sozialen Formen verstand man in erster Linie Verwandtschaftsstrukturen, die als *Kinship* lange Zeit ein dominantes Paradigma in der Anthropologie darstellten (vgl. Barth: 2005: 22ff; Helbig 2002: 3ff). Lokale anthropologische Feldforschung und die daraus entstehenden Monographien über starre Kulturen waren Ausdruck dieser Problematik. Denn dort wurden Bedeutungen in Form von Klassifikations- und Symbolsysteme abgeleitet anstatt sich an konkreter Praxis zu orientieren (Meyer/Schareika 2009: 80ff). Im Falle des Funktionalismus bedeutete dies u.a. einen westlichen Bias, der sozio-politische Beziehungen in den Untersuchungsfokus rückte, während für die beforschten Menschen eher religiöse Aspekte wichtig waren. Es gab noch eine Reihe weiterer blinder Flecken. Dazu zählt die Abwesenheit von Konflikten oder der Einfluss von historischen Prozessen (z.B. Kolonialismus) in den Ethnographien. Ebenfalls vernachlässigt wurde die Mensch-Umwelt-Interaktion, sowie Formen der Subsistenzwirtschaft. Dies half mit, ein Bild von statischen, nicht-industriellen Gesellschaften zu schaffen, denen man die eigenen Industrienationen als dynamischen „Schaffer“ von Zivilisations gegenüber stellte (vgl. Gingrich 1999: 184ff).

Der Methodologische Nationalismus (vgl. Glick-Schiller/Wimmer 2003) tat sein übriges um adequate Analysen zu unterlaufen. Glick-Schiller und Wimmer sehen dabei drei Varianten dieses Vorgangs:

1. Die Auswirkungen von staatlicher Lenkung werden ignoriert. So kommen Entwicklungen zustande, die als Abfolge von Typologien gesehen werden, z.B. von einer Feudalgesellschaft über Kapitalismus hin zum Kommunismus oder Varianten, die zwischen traditioneller und moderner Gesellschaft unterscheiden. Koloniale Interessen kommen hier ebenfalls nicht vor.
2. Nationalstaatliche Grenzziehungen werden als natürlich gesehen. Es entsteht ein Container Modell von Gesellschaft, in dem starre unterscheidbare Gruppen zusammen leben sowie ökonomische und kulturelle Praktiken zuordenbar sind. Forschung findet im Zusammenhang dieser auf den Nationalstaat ausgerichteten Sichtweisen statt.

3. Soziale Prozesse sind auf das Staatsgebiet beschränkt. Migrations- und Re-Migrationsprozesse bleiben auf das eigene Staatsgebiet und meist urbane Gegenden beschränkt. Herkunftsländer sowie die zurückgelegten Wege, auch über Generationen hinweg wurden nicht beachtet.

(vgl. Glick-Schiller/Wimmer 2003: 578ff)

Ähnliches gibt es aus der Entwicklungszusammenarbeit zu berichten. Der Entwicklungsgedanke hat auch immer mit „well-being“ zu tun und bietet Entwürfe für ein besseres Leben (Good Life) an. Das bedeutet zumindest im Kontext der Entwicklungszusammenarbeit ein Voranschreiten zu einem vorgefertigten und besseren Ende:

„The underlying historical teleologies include a presumed shift from kinship to contract, agriculture to industry, personalized to rational or bureaucratic rule, subsistence to capital accumulation and mass consumption, tradition to modernity, and poverty to wealth.“ (Edelman/Haugerud 2005: 2)

In die gleiche Richtung gehen Makro-Szenarios, die sich seit dem Ende des Kalten Krieges einer neuen Zukunft annehmen. Dazu zählen bekannte Autoren wie Fukuyama, Friedman oder Huntington. Ihr Ziel ist es, die Öffentlichkeit für ihre Version der Zukunft zu gewinnen und politische Entscheidungsträger entsprechend zu beeinflussen, um sie wahr werden zu lassen (vgl. Hannerz 2003: 171ff). Hannerz fordert, dass die Anthropologie dagegen halten muss und sich mit der Zukunft beschäftigen sollte. Allerdings nicht mit einer einzigen, singulären, sondern mehreren möglichen „Zukünften“. Als prägnantes Beispiel nennt er die Selbstmordattentäter und Terroristen von Al Quaida. Im Gegensatz zu häufig gehörten Darstellungen setzen sich diese nicht aus Menschen mit wenig oder keiner Bildung zusammen. Ganz im Gegenteil. Es sind vielmehr Leute aus der gebildeten Mittelschicht, die keine Möglichkeit (Zukunft) mehr sehen einen Status zu erreichen, wie er der vorangegangenen Generation noch versprochen wurde oder bei der Gestaltung ihres jeweiligen Landes mithelfen zu können (vgl. Hannerz 2003: 183ff).

Indem sich AnthropologInnen mit *szenario writing* auseinandersetzen, haben sie die Möglichkeit wieder Menschen in eben jene Szenarios zu bringen, die bei AutorInnen à la Huntington rein aus einem Systemkonflikt zwischen Westen und Islam bestehen. Das Mittel der Wahl ist für Hannerz die Ethnographie, die es ermöglichen kann, aus der Anonymität der herkömmlichen Makro

Szenarios herauszukommen und Menschen Beachtung und Perspektiven zu geben, die ihnen sonst verwehrt blieben (vgl. Hannerz 2003: 176f; 185).

Chris Hanns Forschung über Postsozialismus liefert zahlreiche Beispiele von Konflikten, die aus strukturfunktionalistischen Gesichtspunkten heraus entstehen. So bringt die Privatisierung von einst kollektiv bewirtschaftetem Land eben keine bessere „performance“. Institutionalisten sind hier schnell mit Erklärungen. Die einen behaupten, es habe an der Umsetzung bei der Privatisierung gemangelt, andere beschwerten sich über ein unzureichendes Kreditwesen und Vetternwirtschaft oder sprechen gar von Rückständigkeit der Landbevölkerung. Hann dagegen arbeitet heraus, dass sich Leute mit ihren Mitteln gegen aufgezwungene Veränderungen zur Wehr setzen. Da es je nach untersuchter Region keinen Privatbesitz gab, sondern nur Kollektiveigentum, war vielen Leuten bewusst, dass es nur begrenzte Ressourcen gibt, die geteilt werden müssen. So treffen die Ideen der kommerziellen Landwirtschaft auf ganz andere Vorstellungen in postsozialistischen Ländern und werden nicht einfach so übernommen (vgl. Hann 2010: 192ff).

Es sollten also immer die Alarmglocken ertönen, wenn jemand sagt, ich habe mich durch Zufall auf diese oder jene Region spezialisiert oder beschäftige mich durch Zufall mit Stammzellenforschung oder der Entwicklungshilfe in dieser oder jener Region.

Nachdem der Anthropologie das ortsgebundene Feld abhanden gekommen ist, hat man sich sogenannten Subfeldern zugewandt. Ferguson und Gupta nennen als Beispiel die Anthropology of the Body. Henrietta Moore sieht diese Subfelder selbst als unscharf und umkämpft innerhalb der Disziplin. Sie erkennt ebenfalls die politische Einflussnahme auf die Forschung und spricht von der Anthropologie als „*practice of governmentality*“. Damit spielt sie darauf an, dass anthropologische Forschung längst außerhalb der Akademien stattfindet und von NGOs, Entwicklungs- und Hilfsorganisationen sowie zahlreichen nationalen wie internationalen Interessengruppen und Organisationen betrieben wird oder zumindest Forschungsergebnisse in deren Arbeit übernommen werden. Dies bleibt für das Fach selbst nicht ohne Auswirkung und so entstehen wiederum Subfelder, wie das der Development Anthropology. Was diesen Subfeldern gemein ist, ist, dass sie in intensivem Austausch mit anderen Disziplinen stehen und ein reger Austausch an Theorien herrscht und somit auch die disziplinären Grenzen verschwimmen lassen. (Moore 1999: 2ff) Durch die Einteilung in Subfelder wurde es aber auch möglich, eine Thematik einzugrenzen und damit vielfältigen Verflechtungen und Widersprüchlichkeiten nachgehen zu können und genug Offenheit für Neues/Unbekanntes zu lassen (vgl. Gupta/Ferguson 2008: 88).

In der Anthropologie bewegt man sich meist in der Dichotomie zwischen lokal und global, wobei das Lokale oft unhinterfragt als gegeben angenommen wird. Methodisch wird dies durch ethnographische Beispiele bzw. die teilnehmende Beobachtung untermauert anstatt sich zu überlegen, wie denn Lokalität hergestellt wird und dies zu theoretisieren ist. Gleiches gilt für die Einteilung in Mikro/Makro Perspektiven, die davon ausgehen, dass es eine Welt gibt, die sich aus vielen Teilen zusammensetzt. Dieses Bild hat frühere Dichotomien abgelöst, wie es sie u.a. in Wallersteins Weltsystemtheorie gegeben hat, die sich dem Verhältnis von Zentrum zu Peripherie widmet (vgl. Moore 2004: 72ff).

Henrietta Moore hat nichts gegen die Verwendung der Begriffe global und lokal, nur hinterfragt sie deren Bedeutung. Lokalität wird meist mit Empirie und dem „vor Ort sein“ in Verbindung gebracht, während global als Abstraktion bestehen bleibt. Wichtig wäre aber ein kritisches Hinterfragen solcher Fixierungen und ein Vorgehen, das es erlaubt zu beschreiben, wie denn beide Modelle in Verbindung stehen (vgl. Moore 2004: 75ff).

Moore schlägt vor, mit Concept-Metaphors zu arbeiten, das sind Begriffe wie global, lokal, Körper und neuerdings auch Hoffnung. Allerdings werden diese als framing devices behandelt und nicht als gegebene Realität angenommen. Diese Metaphern haben den Vorteil, dass sie keine fixe, eindeutige Definition zulassen. Sie bleiben bewusst ambivalent und erschließen sich erst durch das In-Kontext-Setzen dieser Modelle und deren beobachtbarer Praxis (vgl. Moore 2004: 71ff).

In der klassischen Feldforschung kam gerade diese Offenheit zu kurz, und so wurde in zahlreichen klassischen, anthropologischen Werken davon ausgegangen, dass die Summe aller identifizierbaren Teile eine Kultur ausmacht. Bedeutungen wurden hier durch Klassifikations-/Symbolsysteme abgeleitet anstatt sich an konkreter Praxis zu orientieren (vgl. Meyer/Schareika 2009: 80ff; 88f).

Gerade sozialwissenschaftliche Forschung unterlag dem Methodological Nationalism (vgl. Glick-Schiller/Wimmer 2003). Dabei handelt es sich um eine Naturalisierung von Nationalstaaten. Es wird angenommen, dass Staaten weltweit die zu analysierende Kategorie darstellen. Ferner sind alle Staaten universelle Gebilde und somit vergleichbar. Der Fischer Weltalmanach oder zahlreiche UN Statistiken sind Beleg für dieses Denken. Es geht aber nicht nur um Staaten alleine, sondern auch um die im Staatsgebiet lebende Bevölkerung, die mit dem Staat gleichgesetzt wurde (vgl. Glick-Schiller 2003: 576ff).

2.2 Ansätze einer globalen Anthropologie

„Cultural logics so much sought after in anthropology are always multiple produced, and any ethnographic account of these logics find that they are at least partly constituted within sites of the so-called system.“ (Marcus 1995: 97)

Marcus schlägt die Multi-Sited Ethnography (MSE) vor, um die Probleme rund um global und lokal zu überwinden. Bei der MSE geht es laut Marcus nicht um holistische Repräsentation, sondern vor allem um die Vernetztheit der Welt. Dadurch wird es unerlässlich, jene Sites zu identifizieren, die konstitutiv für einen Gegenstand sind:

„Multi-Sited research is designed around chains, paths, threads, conjunctions, or juxtapositions of locations in which the ethnographer establishes some form of literal, physical presence, with an explicit, posited logic of association or connection among sites that in fact defines the argument of ethnography.“ (Marcus 1995: 105)

Damit schließe ich an die vorhergehende Diskussion der Problematik lokal vs. global an. Biodiversität ist ein gutes Beispiel, da dieser Bereich auch gerne im Zusammenhang mit der Nachhaltigkeitsdebatte genannt wird, zu der ich später kommen werde. In den entsprechenden Diskursen rund um Biodiversität werden Ethnic Groups noch oft genug als Naturvölker mit langer, ununterbrochener Tradition im Umgang mit der Natur konstruiert. Die Frage nach lokalem (auch gerne „vergessenem“) Wissen wird obsolet, wenn nicht mitbedacht wird, wie diese Lokalität hergestellt wird. Barbara Birkhan (2006) hat dies in ihrer Dissertation über Biodiversität deutlich gemacht. Durch den Boom der Pharmaindustrie im Bereich pflanzlicher Heilmittel wurde in vielen Anbauländern verstärkt Prozesse der Identitätsbildung ausgelöst, die sich auf traditionelles Wissen beruft. Diese (vermeintliche) Neuentdeckung alten Wissens hängt mit konfliktreichen Auseinandersetzungen mit westlichen Pharmafirmen zusammen. Finanzielle Abhängigkeiten, unsichere Arzneiwirkung, nicht einhaltbare Fortschrittsversprechen und Patente sind nur einige Beispiele, die das Erstarken einer Gegenidentität begünstigen. Während geschätzte 25% der Medikamente in Industrieländern auf diesem traditionellen Wissen aufbauen, gehen andere Schätzungen von einer weltweiten Gesundheitsvorsorge mittels Pflanzenwissen von ca. 80% aus. Der Großteil dieses Anwendungsbereichs liegt wohlgernekt außerhalb der herkömmlichen Marktlogik und weckt entsprechende Begehrlichkeiten, da es um Milliardenbeträge geht (vgl. Birkhan 2006: 12ff). So ist es gang und gebe unter dem Deckmantel von Agrarforschungszentren

Pflanzen vor Ort zu sammeln ohne die Bevölkerung einzubinden. Diese Ressourcenextraktion erinnert an koloniale Muster und wird nicht zu Unrecht als Biokolonialismus bezeichnet. Viele Länder haben schon seit der Entwicklungspolitik der Modernisierung Erfahrungen machen können. Die Grüne Revolution war eines dieser Schlagwörter, die versprach, dem Hunger und der Ungleichverteilung von Lebensmitteln ein Ende zu setzen. Düngemittelindustrie, verstärkter maschineller Einsatz, Hohertragssorten und seit neuestem Gentechnologie, waren und sind die Mittel der Wahl. Als Fazit lässt sich aber festhalten, dass *„Hunger und Unterernährung der Bevölkerung in den Hauptaktionsgebieten der Grünen Revolution schneller [wuchsen] als in anderen Nationen“* (vgl. Birkhan 2006: 16ff).

Die Schutzbestrebungen führen zu einer Einschränkung der Interaktionsmöglichkeiten mit der Umwelt. Davon sind Pflanzen, Tiere und Indigene betroffen. Die Diskussion um geistiges Eigentum umfasst ebenfalls Kultivierungstechniken. Wie Birkhan beschreibt, werden nicht nur Pflanzen, sondern auch der (traditionelle) kulturelle Umgang mit ihnen als schützenswert gesehen. Dadurch ergibt sich aber zwangsweise das Problem, nachweisen zu müssen, was denn traditionell ist.

Eva Maria Blum sieht das Problem dabei in starren und fixierten Denkmustern, wenn es um Tradition oder Identität geht, denn: *„Tradition, [...] verstanden als in sozialen und kulturellen Auseinandersetzungen immer wieder neu ausgehandelte Sichtweise der Vergangenheit, die positiv auf Gegenwart und Zukunft bezogen ist, ist immer stets umstrittenes Ergebnis von aktiven Traditionalisierungsprozessen“* (Blum 2008: 4; vgl. auch Schweitzer 2002: 329).

Entsprechend geht es beim Multi-Sited Fieldwork (MSF) nicht darum, möglichst viele Plätze zu besuchen. Im Mittelpunkt stehen die zahlreichen Verbindungen von Personen, die sich schlecht an einem physischen/geographischen Ort festmachen lassen. Es geht darum, Menschen und ihren materiellen/kulturellen Äußerungen zu folgen, um so ein vernetzteres und vollständigeres Bild eines Phänomens zu erlangen (vgl. Robben 2007: 331ff).

George Marcus (1995) schlägt sechs Möglichkeiten vor, wie eine solche vernetzte Feldforschung aussehen könnte:

- **Follow the People:** Diese Vorgehensweise ist nicht neu in der Anthropologie. Im Prinzip begleitet man Personen und Gruppen, um einen tieferen Einblick in ihr Leben zu erhalten. Dies ist auch durch Erzählungen möglich, wenn Menschen von anderen Orten berichten. Seien es Erzählungen über den Geburtsort, mehrere prekäre Arbeitsplätze, illegale Aktivitäten oder intime Familiengeschichte.

- **Follow the Thing:** Hierbei werden nicht direkt Menschen begleitet, sondern man sieht sich an, welche Wege Waren zurücklegen, wohin Geldflüsse gehen, Musikstile sich vermischen, wie Kunstgegenstände behandelt werden und Tauschprozesse ablaufen. Zwar liegt hier der Fokus auf einem Objekt, dieses steht dennoch immer in Beziehung zu Personen und diese Beziehung gilt es herauszuarbeiten.
- **Follow the Metaphor:** Analog zur Zirkulation von Dingen geht es bei diesem Punkt um die Zirkulation von Symbolen, Metaphern und Ideen. Was heißt denn Nachhaltigkeit und welche Vorstellungen gibt es, was sind anerkannte wirtschaftliche Logiken und welche nicht. Warum finden sich Vorstellungen von wirtschaftlicher Flexibilität in immunologischen Theorien wieder? Solchen Fragen versucht diese Richtung nachzugehen.
- **Follow the Plot, Story, or Allegory:** Auch dieses Vorgehen ist klassisch in der Anthropologie. Man denke nur an die Mythenanalysen eines Levi-Strauss. Für uns sind die Geschichten an sich weniger bedeutsam, denn es geht darum, sie in den sozialen Kontext einzubinden in denen sie entstehen. Was bedeutet es also, wenn Mythen um Zwangsverheiratung türkischer Frauen von MehrheitsösterreicherInnen gesponnen werden oder die Türkenbelagerung in politischen Programmen eine Rolle spielt? Mythen und Fakten vermischen sich gerne in politischen Diskursen und sind somit auch eine Variante um möglichen Verbindungen nachzugehen.
- **Follow the Life or Biography:** Biographieforschung hat ein eher stiefmütterliches Dasein in der Anthropologie. Ansätze hier wären die Biographien von ForscherInnen, in dem Sinn, wie sie auf die Themen und Fachgebiete kommen, mit denen sie sich beschäftigen oder in Positionen aufsteigen, die anderen verwehrt sind. Dadurch können Möglichkeiten sichtbar werden, die bestimmte Personen haben und wahrnehmen, während andere Gruppen benachteiligt werden oder sich im Falle von Frauen oft entscheiden eben keine technischen Fächer zu studieren.
- **Follow the Conflict:** Auseinandersetzungen sind ein reichhaltiger Pool an Daten, die Rückschlüsse auf unterschiedlichste Interessen und Statusgruppen und Machtverteilungen zulassen. Die Ansatzmöglichkeiten reichen von einem Fokus auf Medienberichterstattung, über Gesetze und Regelungen wie geistiges Eigentum und zweisprachige Ortstafeln, bis hin zu Fällen von Mobbing und offener Gewalt.

(vgl. Marcus 1995: 106ff)

Bei all diesen Varianten ist es nicht zwingend nötig, sich quer über den Erdball zu bewegen, um einzelne Sites miteinander zu verknüpfen. Wie ich in späteren Beispielen zeigen werde, ist z.B. die wirtschaftliche Randlage des Waldviertels ein Ort, an dem sich die Verflechtungen der globalen Textilindustrie sehr gut nachzeichnen lassen. Man ist nicht gezwungen Felder in entlegenen Regionen zu suchen, sondern man kann durchaus die transnationalen Verflechtungen an einzelnen Orten und Schnittpunkten ablesen, an denen sie zusammentreffen (vgl. Marcus 1995: 112ff). Marcus Text ist sicher einer der einflussreichsten in der anthropologischen Theoriebildung. Im Folgenden sollen weitere Forschungsansätze vorgestellt werden, die sich mit den Vorschlägen von Marcus auf unterschiedliche Weise auseinandersetzen.

„*Anthropology is Not Ethnography*“ ist ein Resümee, das Tim Ingold zieht und welches auch für die MSE gilt. Ingold unterscheidet wie folgt:

„*The objective of anthropology, I believe is to seek a generous, comparative but nevertheless critical understanding of human being and knowing in the one world we all inhabit. The objective of ethnography is to describe the lives of people other than ourselves, with an accuracy and sensitivity honed by detailed observation and prolonged first-hand experience.* (Ingold 2008: 69)

Wie kann also eine anthropologische Theoriebildung aussehen, die der Vernetztheit der Welt gerecht wird, ohne sich jedoch in ethnografischem Partikularismus zu verlieren?

Um dieser Frage nachzugehen, möchte ich drei TheoretikerInnen vorstellen, die versuchen, darauf Antworten zu finden. Es sind im Folgenden, Anna Tsing's Fokus auf die Supply Chain, Arjun Appadurai's Global Cultural Economy und Ulf Hannerz Komplexitätsanalyse.

2.2.1 Anna Tsings Supply Chain Capitalism

„*Supply chain capitalism is necessary to understand the dilemmas of the human condition today. [...] Labour, nature, and capital are mobilized in fragmented but linked economic niches; thus, supply chain capitalism focuses our attention on questions of diversity within structures of power.*“ (Tsing 2009: 148f)

Der Supply Chain Kapitalismus besteht für Anna Tsing in erster Linie darin, dass Waren autonom innerhalb einer Kette von Produktionsschritten hergestellt werden und somit ein weltumspannendes Netzwerk schaffen. Die Zauberwörter lauten Outsourcing und Subcontracting. Der amerikanische

Autohersteller General Motors war einst bekannt für eine all-inclusive Produktion, hat aber zunehmend einzelne Arbeitsschritte ausgelagert. (vgl. Tsing 2009: 148f) Ähnliches gilt für die Textilindustrie. Die Wirtschaftswissenschaftlerin Pietra Rivoli beschreibt dies in ihrem Buch *Reisebericht eines T-Shirts*. Dort wird beschrieben, wie amerikanische Baumwolle den Weg nach China findet, um zu Garn, Textilien und Bekleidungsstücken wie T-Shirts weiterverarbeitet zu werden, um dann wiederum in Bekleidungsketten wie Wal-Mart, Kik oder H&M zu landen (vgl. Rivoli 2006). Ähnliches gilt für das Outsourcing von Serviceleistungen. Akhil Gupta wies in einer Vorlesung darauf hin, dass jedes Mal, wenn man die Telefonnummer auf einer Wasserflasche oder Cola-Dose wählt, ein indisches Callcenter abhebt und zumindest den englischsprachigen Kunden erklärt, was denn in dem Getränk ist. Ähnliches ist bei Hilfsdiensten im Internet gegeben, denn die standardisierten Formulare können je nach Komplexität von verschiedenen Support-Teams an unterschiedlichen Orten bearbeitet werden. Das funktioniert laut Gupta so gut, dass die NutzerInnen glauben, ihre Hotline befindet sich im gleichen Land. Robert Foster sieht hier ein Grundelement des Kapitalismus, das schon Karl Marx aufgefallen ist:

„The eternal need of capitalists to secure competitive advantage through constant innovation – is solved not by changing the means of production but by changing how meaning is produced, or how the relationship between persons and things is construed and managed.“ (Foster 2005: 6)

Solche Beziehungen werden innerhalb der globalen Supply Chain ständig neu konfiguriert. Der Soziologe Garry Gereffi unterscheidet zwischen producer-driven und buyer-driven chains. Schon vor etwa zehn Jahren stellte dieser eine Zunahme von buyer-driven chains fest. Hierbei handelt es sich um Firmen, die sich fast ausschließlich aufs Controlling fokussieren, aber kaum eigene Produktionen besitzen. Ihr Zweck besteht nur darin, die jeweils relevanten Produktionsstätten miteinander zu verknüpfen (vgl. Foster 2005: 9).

Anna Tsing weist darauf hin, dass Supply Chains nichts Neues sind, denn sie bestehen seit es Handel zwischen Menschen gibt. Was ihrer Meinung nach den Unterschied zu rezenten Entwicklungen ausmacht, ist der rezente Hype rund um Möglichkeiten, die sich der neuen Unternehmerngeneration ergeben. Diese Entwicklung wurde u.a. erst durch massive Forschung und Entwicklung im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologie möglich, sowie der Barrierefreiheit für globale Finanzströme (vgl. Tsing 2009: 149).

Im *thinking through supply chains* sieht Tsing den Vorteil, den globalen Kapitalismus unter die Lupe zu nehmen, ohne jedoch dessen Heterogenität zu verleugnen und Formen globaler Integration sowie ökonomische Nischenbildung außen vor zu lassen. Supply Chains sollen ebenfalls dabei

helfen Widersprüche aufzudecken, die beim Vorantreiben globaler Standardisierungen entstehen und den Blick auf die wachsenden Unterschiede zwischen Arm und Reich nicht zu verschließen. Diese werden immer noch anhand von Hautfarbe, Kultur, Nord und Süd abgehandelt (vgl. Tsing 2009: 150).

Das faszinierendste an Anna Tsings Herangehensweise ist, sich auf die Nischenbildung zu konzentrieren und dadurch Hinweise auf den Supply Chain Capitalism zu erhalten. Diese Art Produktionsprozesse zu strukturieren kreiert neue oder revitalisiert alte Nischen innerhalb der herrschenden Wirtschaftsform und erzeugt dadurch erst Diversität (vgl. Tsing 2009: 150).

Der Fokus auf die Supply Chain ist im Prinzip nichts anderes als George Marcus Vorschlag, den „Dingen“ oder Gegenständen zu folgen.

2.2.2 Appadurai's Global Cultural Economy

Arjun Appadurai sieht die rezente Globalisierung ebenfalls in direktem Zusammenhang mit freibeweglichem Kapital, das sich nicht mehr an frühere Grenzen von Nationalstaaten oder technische Grenzen der Informationsübertragung hält. Für Appadurai ist dies eine Erweiterung der bisherigen Logiken des Imperialismus, die auf politischer Herrschaft und Handelsimperien aufbauten, wie sie seit Beginn der kolonialen Epoche durch Spanien und dessen Nachfolger vorangetrieben wurde. Diese ökonomischen Entwicklungen laufen nicht einheitlich ab, sondern sind regional verschieden. Sie sind gekennzeichnet durch temporale Verschiebungen zwischen Auswirkungen der Globalisierung und den Reaktionen darauf. Dies geht einher mit einer ungleichen Verteilung von Wissen und den Möglichkeiten sich dieses anzueignen. So wird eindeutig Wissen digital in alle Ecken der Welt verbreitet, gleichzeitig ist das Wissen über eben jene Prozesse sehr ungleich verteilt und nicht allen zugänglich (vgl. Appadurai 2000: 3ff).

Appadurai geht in seiner Analyse weg vom Bild einer statischen Welt, die mit den nationalstaatlichen Grenzen in Verbindung gebracht werden kann. Für ihn besteht die Welt aus Flüssen aus Ideen und Objekten, die ständig in Bewegung sind. Dazu zählen Ideologien, Bilder, Technologien, Techniken, Nachrichten, Güter, Ideen und Menschen. Diese Flows verbreiten sich unregelmäßig und können als Vektoren auch entgegengesetzt wirken. Es gibt Unterschiede in Ursprungsorten und Zielgebieten, der Verbreitungsgeschwindigkeit und der Art der Beziehung, die diese mit den immer noch vorhandenen Strukturen eingehen. Zu diesen Strukturen zählen z.B. Internationale Organisationen, Staatsgebilde oder andere Formen der sozialen Organisation. Diese

Flows bestehen aus sogenannten disjunctures⁵, also dem Verhältnis dieser vielen Vektoren zueinander. Dazu können auch Regionen und Länder zählen, die von bestimmten Flows abgeschnitten sind, während andere überrepräsentiert sind, wie z.B. Fernsehangebote, die in manchen Weltregionen nur in Spanisch oder Englisch vorhanden sind, während mehrere Varianten möglich wären. Die Gegensätzlichkeit dieser Vektoren sind laut Appadurai für viele Probleme in der Welt verantwortlich:

„Disjuncture lead to various kinds of problems and frictions in different local situations. [...] Disjunctures between different vectors characterise a world in motion that produces fundamental problems of livelihood, equity, suffering, justice and governance.“ (Appadurai 2000: 5)

Als Beispiel nimmt Appadurai die Frauenbewegung her. Ideen der Gleichberechtigung und den Zugang für Frauen zum Arbeitsmarkt verbreiten sich global und erhöhen den Frauenanteil an den Erwerbstätigen und damit des frei verfügbaren Einkommens. Gleichzeitig sind diese Frauen Ideologien ausgesetzt die festlegen, wie kulturell richtiges und authentisches Handeln auszusehen hat. Dies führt in zahlreichen Gemeinschaften dazu, ihre Frauen zu disziplinieren und ihnen moralische Regeln aufzuerlegen, die an anderer Stelle wieder deren gewonnene Freiheiten zu unterbinden suchen (vgl. Appadurai 2000: 5ff). Man denke hierbei an Verbote Hosen/Jeans zu tragen oder an Schönheitsideale, denen Frauen zu entsprechen haben.

Diese Auswirkungen manifestieren sich zwar auf einer regionalen Ebene, ihr Entstehungskontext ist allerdings in weltumspannenden Netzen zu suchen. Appadurai spricht deshalb auch von Public Culture, eben öffentlich zugänglichen kulturellen Elementen, die in den öffentlichen Arenen aufeinander treffen und verändert, adaptiert oder verdammt werden können.

Diese Flows erzeugen Landschaften und grenzen sich damit von anderen theoretischen (materialistisch/marxistischen) Positionen ab, die eine Erklärung rein in dem Verhältnis von Zentrum zu Peripherie oder push and pull Faktoren suchten. Appadurai will mit seinen Flows herkömmlichen Vorstellungen von Kultur entkommen. Sei es in Form der Einteilung in Hochkultur und niedere Kultur oder der Massenkultur vs. der von Eliten.

Um diese Flows genauer zu beleuchten, bedient sich Appadurai der Scapes, mit deren Hilfe er versucht, Ordnung in das Chaos der global flows zu bringen. Scapes, wie in Landscapes, sind perspektivische Blickwinkel auf die vor einem liegende Landschaft. Diese sehen unterschiedlich aus, je nachdem, ob sie ein multi-nationaler Konzern, ein online gaming clan oder eine Gruppe

⁵ Lateinisch: disiungere = trennen, unterscheiden, nicht vermengen.

Österreicher mit türkischer Muttersprache betrachtet. Die historischen, gewachsenen Bedingungen, in denen sich diese Gemeinschaften wiederfinden und erleben, sind mitunter sehr verschieden (vgl. Kreff 2003: 127ff).

Die Theorie der Global Flows arbeitet mit vier Scapes, die zur Untersuchung stehen:

1. **Ethnoscapes:** Damit sind Menschen gemeint, die sich in angenommenen oder realen Flows über den Planeten bewegen, wie Touristen, MigrantInnen, Flüchtlinge, Exilierte und GasarbeiterInnen.
2. **Technoscapes:** Beziehen sich auf die ständige Neukonfiguration erhältlicher Technologie und deren Verbreitung.
3. **Financescapes:** Betrachten die Verfügbarkeit globalen Kapitals und die Ströme, entlang denen es sich bewegt.
4. **Mediascapes/Ideoscapes:** Das sind jene elektronischen Möglichkeiten, die Informationen produzieren und weltweit verteilen. Mediascapes sind mit Ideoscapes verbunden. Diese bestehen meist aus widerstreitenden Ideologien wie sie eine Staatsmacht und Bürgerrechtler ins Feld führen. Sie bestehen grob gesagt aus der Auseinandersetzung darüber, was Demokratie und Bürgerrechte schlussendlich zu bedeuten haben.

(vgl. Kreff 2003: 127ff)

„It is the imagination, in its collective forms, that creates ideas of neighborhood and nationhood, of moral economies and unjust rule, of higher wages and foreign labour prospects.“

(Appadurai 1996: 7)

Besondere Bedeutung kommt der Imagination bei, die Ideen und Bilder u.a. durch weltweite Mediennetzwerke verbreiten wie man nicht unlängst wieder anhand der Revolutionen in der arabischen Welt gesehen hat. Diese imaginierten Lebensentwürfe, die natürlich auch im direkten Kontakt mit anderen Menschen ausgetauscht werden, sind gerade für jene Menschen bedeutend, die in unannehmbaren Verhältnissen leben. Durch das gemeinsame Lesen und sich Verständigen, werden gemeinsame Handlungen möglich (vgl. Kreff 2003: 134ff).

Auch wenn das Internet eine wichtige Rolle bei der Verbreitung globaler Bilderströme darstellt, ist Appadurais Ansatz nicht alleine darauf zu reduzieren. Die im vorhergehenden Zitat angesprochenen kollektiven Vorstellungen einer besseren Welt entstehen gerade dadurch, dass Menschen in erzwungenen Verhältnissen leben, die sie nur bedingt mitgestalten können. Das dies auch ohne vorhandene Mediennetzwerke wie das Internet von statten geht, zeigt eine Anekdote von Maurice Godelier. Dieser beobachtet 1979 das Erstarren von Vorstellungen über die eigene Kultur und Tradition durch zurückkehrende Wanderarbeiter der Baruya auf Neuginuea:

„And it was one of them who ... publicly explained to all the men of the tribe and young initiates that the initiations had to be continued because strength was needed to resist the life of the towns and the lack of work or money; people had to defence themselves. In my presence he shoutet, 'We must find strength in our customs; we must base ourselves on what the Whites call culture.'“

(Godelier, o.a., zitiert nach Sahlins 1994: 379)

Die Vorstellung von dem, was eine erstrebenswertes Leben ausmacht, ist nicht länger ein Privileg von Eliten zu denen Künstler, Philosophen und andere ExpertInnen zählen. Imaginationen können, wie im zitierten Fall, zur traditionellen Rückbesinnung führen um Gegenentwürfe zu herrschenden Lebensumständen zu schaffen. Kollektive Imagination ist eine treibende Kraft der unzähligen Migrationsströme, die sich über den Planeten bewegen. Sei es in der Suche nach Wohlstand in einem anderen Land oder Remigration in eine imaginierte Heimat. Wie wir später noch sehen werden spielen diese Imaginationen auch im Bereich von NGOs und Staaten eine Rolle, die durch Interventionen wiederum ihre Variante eines erstrebenswertes Lebens propagieren und umzusetzen versuchen, sowie die Designerin Eva Lackner und ihr Umfeld, die sich wiederum mit diesen Entwicklungen auseinandersetzen. Diese durchaus entgegengerichteten Flüsse werden besonders in Kapitel fünf deutlich, wenn neoliberale Motive auf Alltagsleben treffen und in Kapitel sechs die Frage aufkommt, wie diese Vorstellungen eines besseren Lebens denn umgesetzt werden können.

2.2.3 Ulf Hannerz Komplexitätsanalyse

Hannerz Absicht liegt darin, ein Beschreibungsmodell zu entwickeln, das anthropologische Sichtweisen einbezieht und damit ein Gegenstück zu vorherrschenden ökonomisch-politischen Analysen zu liefern. Ulf Hannerz Ausgangspunkt ist der Mensch, denn dieser ist es, der Sinn erschafft. In diesem Sinne ist das Kernstück in Hannerz Modell auch die Wissensverteilung in

unterschiedlichen Gesellschaften, denn durch diese werden Menschen dazu befähigt Sinn herzustellen. Sinn und Sinnggebung ist bei Hannerz ein anderes Wort für Kultur, und dadurch hat sein Modell eine starke kognitive Komponente. Er spricht, ähnlich wie Appadurai, von einem cultural flow, der aus der Wechselwirkung von sozialen Beziehungen und der Kultur hervorgeht. Damit ist gemeint, dass Kultur natürlich nicht rein im Kopf entsteht, sondern auch konkret durch z.B. Machtverhältnisse strukturiert und durchgesetzt werden kann. Kultur, allerdings verstanden als ein „Point of View“. Er kommt hier auf den Rollenbegriff zurück, denn zum Einen gilt es herauszufinden, welche Rollen überhaupt in einer Gesellschaft angeboten werden/möglich sind (Rolleninventar) und zum Anderen, welche Rollen durch das jeweilige Individuum überhaupt ausgefüllt werden können (Rollenrepertoire). Es klingt bereits an, dass nicht alle Menschen gleich situiert sind. Entsprechend gilt es die Bedingungen herauszuarbeiten, die für diese (ungleich)Verteilung ausschlaggebend sind.

Menschen stehen dabei im Mittelpunkt von Hannerz Modell, denn das menschliche Bewusstsein ist an die *Erfahrungen und Interessen gekoppelt, die mit dessen Rollenrepertoire innerhalb einer Gesellschaft zusammen hängen*. Dementsprechend gibt es ein Spannungsverhältnis zwischen der Sozialstruktur und der Kultur, in dem sich ein Individuum befindet (vgl. Kreff 2003: 102ff).

Hannerz bedient sich des Bildes von Perspektive und einem Horizont der aus der jeweiligen Perspektive entsteht. Kultur ist in einer Gesellschaft unterschiedlich verteilt. Dadurch haben wir es mit einem Netz aus unterschiedlichen Perspektiven zu tun. Umgekehrt erzeugt die Interaktion unterschiedlicher Perspektiven wieder Kultur. Diese Sichtweise streicht die in den Sozialwissenschaften vorherrschende Sicht der Prozessualität hervor.

Die Fähigkeit, mit der Welt auf bestimmte Arten zu interagieren, ist davon abhängig, inwieweit ein entsprechender Kompetenzerwerb stattfindet/stattfinden kann. Daraus ergeben sich unterschiedliche gesellschaftliche Rollen, auch Arbeitsteilung, wenn man so will (vgl. Kreff 2003: 106ff).

Um diese kulturellen Prozesse genauer zu erfassen, arbeitet Ulf Hannerz mit einem Framework, das aus vier Teilen besteht und den Großteil der stattfindenden Prozesse erfasst:

1. **Form of Life:** Damit sind stabilisierende Bedingungen im Alltag gemeint, die kaum eine kulturelle Veränderung bewirken. Dazu zählen Produktion und Reproduktionspraktiken oder Wohnverhältnisse, also eher Beziehungen, die auf materiellen Voraussetzungen fußen.

2. **Markt:** Der Markt ist für Hannerz die Form, in der Waren bewegt werden. Waren sind für Hannerz kulturell geprägt, da sie immer eine Bedeutung mittransportieren, die manchmal sogar wichtiger ist, als die Ware selbst. Durch Konkurrenzdruck und Innovationszwang wird der Markt zu etwas sehr Instabilem.

3. **Staat:** Darunter wird der Staat als Organisationsform gesehen, die von einem Zentrum nach Außen wirkt. Ziel ist es, als legitimer Machtausüßer zu gelten. Staaten erzeugen Differenz, indem sie Individuen in verschiedene Kategorien einteilen und verschiedenen Positionen zuordnen.

4. **Movements:** Das sind soziale Bewegungen, die nicht so zentral organisiert sind wie es der Staat oder der Markt ist. Angestrebt werden gesellschaftliche Veränderungen. Durch die meist auf Freiwilligenarbeit aufbauenden Bewegungen und ihrer dezentralen Organisation sind sie instabiler und rascheren Veränderungen ausgesetzt.

(vgl. Kreff 2003: 108f)

Um den Bedeutungsfluss und besonders vorhandene Symmetrien und Asymmetrien in dem beschriebenen Framework zu erfassen, nutzt Hannerz sechs Dimensionen, die die stattfindenden Flüsse sichtbar machen sollen:

Dimension	Beschreibung
Baseline	Maß für den Grad an kulturell gemeinsamen/divergierenden Voraussetzungen, die beim Kontakt zwischen Personen (die über die für den gegebenen Kontext relevanten Bedeutungen verfügen oder nicht) vorhanden sind. Je symmetrischer die Kommunikation, desto sicherer und leichter kann Bedeutung zwischen den TeilnehmerInnen fließen.
Input Mode	Handlungen von BeziehungsteilnehmerInnen können unterschiedliche Arten der Bedeutung erschließen und unterschiedlich ausdrücken.
Input Quantity	Maß für den Aktivitätsgrad der TeilnehmerInnen beim Einbringen von Inhalten in den Bedeutungsfluss einer Beziehung.
Scale	Größenordnung der Beziehung zwischen den TeilnehmerInnen: eins-zu-eins oder eine/r zu mehreren, etc.
Material resource linkage	Während manche Bedeutungen wenig mit dem Zugang zu materiellen Ressourcen (material resource linkage) zu tun haben, kann woanders das Verfügen über die notwendige Kommunikationstechnologie sehr wohl den Bedeutungsfluss beeinflussen und zu Asymmetrien führen.
Power linkage	Während zum Beispiel manche Leute ihre Mitteilungen mit einer Strafandrohung unterstützen können, wächst die Macht anderer, wenn bestimmte Bedeutungen (vor allem ideologisch bedingt) akzeptiert werden.

(Tabelle 1: Dimensionen der cultural flows nach Hannerz, zitiert nach: Kreff 2003: 110)

Mittels dieser Analyseinstrumente soll es möglich sein Veränderungen der kulturellen Organisation zu erfassen und Gesellschaften besser miteinander vergleichen zu können. Dadurch lassen sich besonders gut verschiedene Formen von Diversität beschreiben. Dadurch ist Hannerz in der Lage die

Bildung von Subkulturen zu erklären, die sich erst durch die Bedeutungsvielfalt in einer Gesellschaft entstehen können. Dazu können auch ethnische Communities zählen, die sich ihrerseits wieder durch Geschlecht, Alter und unterschiedliche Statussymbole unterscheiden können und dadurch wiederum verschiedene Perspektiven entwickeln (vgl. Kreff 2003: 112ff).

Hannerz Konzept ist für diese Arbeit zu komplex, weshalb ich für die Kapitel fünf und sechs nur einige Teile seiner Frameworks ethnographisch darstelle. Dies sind besonders die Bereiche Forms of Life, Market, sowie Machtbeziehungen (Power Linkage) und der Zugang zu Ressourcen (Material Resource Linkage).

Appadurais Beitrag, ebenso wie jener von Hannerz, lassen sich mit Marcus Vorstellungen einer MSE verknüpfen. Die markanten Unterschiede liegen allerdings in der Rolle von Machtzentren und territorialen Gebilden wie sie Staaten darstellen. Während Appadurai sich von der Vorstellung von Machtzentren löst und sich nur noch mit Landschaften und Flows beschäftigt, gibt es für Hannerz noch sehr wohl Machtstrukturen, die sich besonders im Rahmen von staatlicher Machtausübung zeigen und die es nicht zu vernachlässigen gilt.

2.3 Wie definiert man ein gutes Leben (good-life)?

Alle drei vorgestellten Beiträge zur Globalisierungsdebatte lassen sich im Thema Good-Life zusammenführen. Die Supply Chain als materielle Basis, wie weltweite Märkte organisiert werden, Flows, die manche Regionen als Hotspots deklarieren und andere in Vergessenheit versinken lassen kann. Ideen werden um den Globus transportiert, die sich in kulturellen Veränderungen widerspiegeln, auf die wiederum zahlreiche AkteuerInnen mit ihrem jeweiligen kulturellen Repertoire eine Antwort suchen. Während in der Populärliteratur „Glücklich sein“ ein Dauerthema ist, wird in der Fachliteratur immer häufiger well-being oder good-life thematisiert: *„One reason for it's growing usage of the term is the realisation by economists that measures such as income – defining standard of living – cannot fully tell us about what makes life good or less good to live in different places“* (Mathews/Izquierdo 2009: 3).

Well-being hat einen stärkeren Bezug zur Medical Anthropology und drückt eine Wende aus, die von Krankheit als Untersuchungsgegenstand (Illness, ill-being) hin zu dem geht, was Menschen gesund hält, eben dem Wohlbefinden (well-being). Dass der Begriff well-being stark mit gesundheitlichen/medizinischen Aspekten wie wellness und health verknüpft wird, spreche ich lieber von Good-Life, da die medizinische Konnotation nicht in meinem Untersuchungsfokus liegt. Eine andere Konnotation, die gegen well-being spricht, ist die des individuellen Wohlbefindens.

Good-life verwende ich im Sinne einer Concept Metaphor um zu erfassen, was denn bei meinen InterviewpartnerInnen ein gutes Leben ausmacht (vgl. Mathews/Izquierdo 2009: 3f, 6).

Vorstellungen eines guten Lebens sind allerdings keine individuellen Ansichten. Arjun Appadurai sieht eine Deterritorialisierung von Bildern und Menschen, die sich in Migrationsströmen um den Erdball bewegen. Fantasieren ist für Appadurai zu einer sozialen Praxis geworden, an der viel mehr Menschen teilhaben können, gar müssen, als je zuvor (vgl. Appadurai 2008: 54ff).

„For the new powers of the imagination in the fabrication of social lives is inescapably tied up with images, ideas and opportunities that come from elsewhere, often moved around by the vehicle of mass media. (Appadurai 2008: 54)

Das bedeutet für die ethnographische Praxis nicht einfach aufzuzeichnen, was sich einem darbietet, sondern genau diese Verbindungen zwischen Imagination und sozialer Praxis herzustellen, wie schon Marcus festgestellt hat (vgl. Appadurai 2008: 54; Marcus 1995).

Da diese Imaginationen nicht mehr an Lokalität gebunden sind, gilt es globale Realitäten in konkreten Lebenssituationen aufzuspüren. In Appadurais Ansatz spielen nicht mehr rein materielle Voraussetzungen eine Rolle, wenn es um die Gestaltung von Lebensrealitäten geht, sondern mehr die vorstellbaren/denkbaren Möglichkeiten, die Menschen für sich nutzen können. Hier sehe ich eine Verbindung zu Ulf Hannerz, dessen Vorstellung von Horizon, die Perspektiven strukturiert, die ich einnehmen kann (vgl. Appadurai 2008: 55; Kreff 2003: 106ff). Aus diesen Imaginationen speisen sich u.a. soziale Bewegungen. Ungleichheiten werden thematisierbar und alternative Lebensentwürfe ermöglichen durchaus eine Globalization from below. Man denke hier nur an die medialen Auftritte der Zapatisten im Süden Mexikos in den 90er Jahren (vgl. Appadurai 2000: 15ff), die rezenten Revolution im arabischen Raum oder in meinen später folgenden Beispielen, die Aushandlungsprozesse über Nachhaltigkeit und faire Arbeitsbedingungen entlang einer Supply Chain.

Laut Fillitz und Saris (2012) sind diese Prozesse eng mit Authentizität verbunden. Authentizität, verstanden nicht als analytische Kategorie, sondern als widersprüchliche Prozesse, die sich gegen Entwicklungen der Moderne zu stellen. In wirtschaftlicher Hinsicht ist dies immer noch die These, dass sich der liberale Kapitalismus die einzige Zukunft für die Menschheit darstellt. (vgl.

Lindholm/Zúquete 2010: 152ff) Dabei ist die Arbeit am Selbst ein zentraler Ort der Aushandlung über das was als authentisch oder inauthentisch gilt: *„[...] people in concrete social-historical circumstances spend as much time working on their understanding of inauthentic as they put into imagining the more valued part of that opposition“* (Fillitz/Saris 2012: o.a.).

Lindholm und Zúquete (2010) stellen fest, dass Menschen weltweit über Medien aufeinander Bezug nehmen können. Dadurch verbreitet sich die Wahrnehmung, dass Veränderungen möglich sind und dass diese eine Vielzahl von Formen annehmen können (vgl. Lindholm/Zúquete 2010: 174f). Daraus schließen die beiden Autoren, dass es sinnvoll ist, sich dieser widersprüchlichen Suche nach Authentizität im Alltag von Menschen anzunehmen, anstatt sich rein auf die Suche nach den philosophischen Wurzeln zu machen oder sich mit den Utopien alleine zu begnügen, denn : *“The quest for authenticity requires work to discover, recognize and authorize the real thing, als well as collective efforts to thrust away its opposite“* (Fillitz/Saris 2012: o.a.).

2.4 Aspekte gesellschaftlicher Reflexivität

„[...] counter-, or alternative movements, are all products of conscious reflections of the inappropriate character of the present norms and values of social life.“ (Fillitz/Saris 2012: o.a.)

Authentizität und die Vorstellung von einem guten Leben sind also weiterhin in das Projekt der Moderne eingebettet, in dem der Fortschrittsglaube und die Naturbeherrschung eine wichtige Rolle spielen. Es ist aber auch ein Ausdruck für die Reflexion dieser Zustände, wie sie im dritten Kapitel beschrieben werden (vgl. Fillitz/Saris 2012: o.a.).

Gesellschaftliche Reflexion der Moderne wurde in den Sozialwissenschaften u.a. durch den Begriff der Reflexiven Modernisierung debattiert. Aus den drei Beiträgen, die Beck, Lash und Giddens (vgl. Beck et. al. 1996) dazu geliefert haben, möchte ich einige für mich zentrale Punkte herausgreifen, die sich mit den Ursachen und Auswirkungen dieser gesellschaftlichen Reflexivität beschäftigen.

2.4.1 Ulrich Becks Risikogesellschaft

Ulrich Beck versteht unter Reflexiver Modernisierung eine Transformation moderner Gesellschaften, die sich dahingehend äußert, dass die bisherigen Grundpfeiler eben jener Gesellschaften in Bewegung geraten. Dies sind im Besonderen der Staat und das Wohlfahrtssystem oder die Kernfamilie. Veränderungen laufen laut Beck nicht in diesen Institutionen ab, sondern sie transformieren diese. Reflexiv bedeutet in diesem Sinne also keine Selbstreflexivität wie beim Schreiben eines Tagebuches oder Wissenschaftliche Reflexivität, die wiederum zu einem Teil der Datengenerierung wird. Reflexivität führt in Becks Sinne nicht zu einem bewussteren Leben, sondern eher zu der Erkenntnis, dass es keine Perfektion gibt, oder anders ausgedrückt, dass alles

Gute auch sein Schlechtes hat (vgl. Beck at. al. 2003: 1ff; Flick 2002: 19).

Seit den 1960er Jahren sieht Beck eine zunehmende Politisierung dieser Sideeffects. Man denke nur an die Nutzung der Atomkraft, das Ozonloch oder die Erderwärmung. Gleichzeitig herrscht Uneinigkeit über die Definition, was Risiken sind und wie ihnen zu begegnen ist. Diese Situation bringt auch die Wissenschaft unter Druck, die mit wachsenden Ungewissheiten konfrontiert wird. Welche Sicherheitsmaßnahmen sind denn nun sicher, was Atomkraftwerke angeht? Was ist wenn die Permafrostböden schneller tauen als erwartet? Wie sieht die mögliche andere Welt aus? Welche Grundrechte können ein Schlupfloch des internationalen Terrorismus darstellen? Die Antworten sind oft von den eigentlichen Problemen abgekoppelt und werden in politischen Kämpfen entschieden, in denen sich Betroffene, Entscheidungsträger und Profiteure gegenüber stehen. Die entstehenden Grenzziehungen sind fiktiv und je fiktiver sie werden, desto eher werden sie für „wahr“ gehalten, je nachdem auf welcher Seite der Grenze man steht (vgl. Beck at. al. 2003: 14ff, 20ff). Ein trauriges Beispiel aus der neueren Vergangenheit ist wohl der Tierschützerprozess in Wiener Neustadt, bei dem 13 TierschützerInnen aufgrund des „Mafia-Paragrafen“, §278a des Strafgesetzbuch, angeklagt und beschuldigt wurden, eine kriminelle Organisation zu gründen.⁶ Reflexiv kann also im Sinne eines Reflexes verstanden werden. Nicht im Sinne eines starren Reiz-Reaktionsschemas, wie es beim Patellarreflex erklärt werden kann. Vielmehr als eine nicht vorhersehbare Reaktion auf eine sich rasant verändernde Welt, die ebenso schnelle Entscheidungsfindungsprozesse verlangt (vgl. Beck at. al. 2003: 23f).

2.4.2 Anthony Giddens posttraditionelle Lebensweisen

Giddens geht davon aus, dass eine Zunahme von Reflexivität mit dem Übergang von traditionellen Gesellschaften hin zu modernen Gesellschaften. In der Moderne wird Gesellschaft und Natur nach menschlichen Vorgaben gestaltet. Dies brachte aber mehr Unsicherheiten mit sich und weniger die erhoffte Kontrolle. Tradition sieht Giddens nicht als mechanisches Befolgen von Regeln. Vielmehr bedeutet Tradition eine Orientierung an der Vergangenheit und damit hat sie Einfluss auf Gegenwart und Zukunft (vgl. Giddens 1996: 117ff).

Es zählt nicht die Dauer, also wie lange eine Tradition bestand hat. Vergangenes wird ständig durch die Gegenwart verändert und neu interpretiert. Giddens fasst Tradition deshalb als Medium für die Organisation des kollektiven Gedächtnisses, an dem ständig gearbeitet wird. Rituale sind wichtige Bestandteile von Traditionen. In ihnen erfolgt eine praktische Darstellung von Vergangenheit. Diese

⁶ http://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/569747/Tierschuetzer_Oesterreichs-skurilster-Prozess und <http://diepresse.com/home/panorama/oesterreich/627305/Wie-die-Polizei-die-Tierschuetzer-gefaehrlich-machte> vom 28.10.2011

Vergangenheit wird durch sog. Hüter interpretiert. Diese Hüter schaffen eine Verbindung zwischen der in Geschichten enthaltenen Wahrheit her. Giddens sieht Ähnlichkeiten der Hüter traditionellen Wissens mit Experten in modernen Gesellschaften. Der große Unterschied liegt allerdings in ihrem Status. Während traditionelle Hüter einen festen Status in der Gesellschaft besitzen, müssen sie kaum Kompetenzen nachweisen, um diesen zu erhalten. Umgekehrt können Experten einen Status nur durch Kompetenznachweis und kontinuierlicher Weiterentwicklung halten. Dazu kommt, dass Kompetenzen im Prinzip von jedem erworben werden können, während die Hüterrolle in traditionellen Gesellschaften laut Giddens nur einer kleinen Elite vorbehalten ist (vgl. Giddens 1996: 124ff). Eine weitere Unterscheidung besteht darin, dass Experten versuchen, universell anwendbares Wissen zu generieren, das sich besonders durch seine Ortlosigkeit und De-Zentralität auszeichnet. (155f) Traditionen sind mit moralischen Aspekten verbunden, die wiederum von deren Interpretation abhängig sind. Daraus lassen sich Regeln ableiten, wie Menschen handeln sollen. Die Berufung auf Tradition gibt Sicherheit, was richtig ist und was falsch (vgl. Giddens 1996: 128ff). Damit in Zusammenhang stehen starke Emotionen. Giddens sieht darin den Erfolg des Kapitalismus, wie er von Max Weber beschrieben wurde. In der traditionellen Gesellschaft waren Moralvorstellungen und Gewinnstreben verbunden. Diese Moral wurde von der zwanghaften Vorstellung, Gewinne um jeden Preis zu erzielen, abgelöst. Es zeigte sich nämlich, dass Erfolg nicht so schlimm ist, wie es im Protestantismus gepredigt wird. Ähnliches gilt auch für Lebensstile. In traditionellen Gesellschaften sieht Giddens eine Verbindung zwischen Tradition und Alltagsroutinen, während in posttraditionellen Gesellschaften leere Routinen entstehen. Diese Leere kann mit allen Aspekten möglicher Lebensstile gefüllt werden (vgl. Giddens 1996: 135ff). In posttraditionellen Gesellschaften gibt es für Giddens keine andere Wahl, als zu wählen. Allerdings sind die Wahlmöglichkeiten durch Routinen eingeschränkt. Lebensstile können durch Faktoren nicht ausgelebt werden, die oft außerhalb der eigenen Einflussmöglichkeit liegen, wie z.B. das Produktdesign, das von der Industrie vorgegeben wird. Auch ist deren Reichweite unterschiedlich. Eine Landkommune wird für Giddens kaum einen Einfluss auf das herrschende Marktverhalten haben, während eine Lebensstiländerung durchaus Auswirkungen auf das Wirtschaftssystem haben kann (vgl. Giddens 1996: 143ff). Man denke hier nur an US Produkte, die aufgrund der Irak Kriege nicht mehr gekauft wurden.

2.4.3 Scott Lashs Informationsgesellschaft

Lash geht davon aus, dass neue Informations- und Kommunikationsstrukturen (IKT) die bisherigen sozialen Strukturen ablösen. Einhergeht dieser Prozess mit einer verstärkten Individualisierung. Die

Zunahme an IKT Strukturen sieht Lash in Verbindung mit der Moderne, in der ökonomisches Wachstum im Vordergrund stand. Dieses Wachstum basierte auf neuen Formen der Informationsverarbeitung und Problemlösungsfähigkeiten. Diese lassen auch zunehmend Kritik am bestehenden System zu. Das klassische Unternehmen mittlerer Größe mit einer bestimmten Funktion hatte ausgedient. Die Entwicklung ging in Richtung wissensbasierter Unternehmen, die relativ autonom agieren und stärker vernetzt sind (vgl. Beck et al. 1996: 196ff).

Aber nicht nur die Struktur der Unternehmen hat sich verändert, auch die der Individuen. Als Kollektive der Moderne gelten die Kernfamilie, eine Wissenschaftsgläubigkeit oder die soziale Klasse. Diese abstrakten Zuschreibungen sind heute nur noch bedingt vorhanden. Was die institutionalisierte Wissenschaft angeht, herrscht eher ein ökologisches Misstrauen, das um die zerstörerische Kraft eben jener Wissensproduktion weiß. Im Fall der Individuen sind eben diese freigesetzt von familiären Bindungen und haben die Möglichkeit ihre eigene Lebensgeschichte zu formen. Dies geschieht, in dem die Handelnden über die eigenen Bedingungen der Strukturen nachdenken, in denen sie leben, diese infrage stellen und verändern können. Die Eigenkontrolle kommt in den entstehenden flachen Hierarchien stärker zum Tragen, als die Autorität von Vorgesetzten in den Top-Down Strukturen der Moderne (vgl. Beck et al. 1996: 203ff).

Dies drückt sich ebenfalls in einem flexiblen und spezialisierten Konsumverhalten aus. Waren werden in kleineren Mengen und in breiterer Palette angeboten als dies die Massenproduktion früherer Jahre tat. Damit geht ein Zuwachs an wissensbasierten Tätigkeiten einher. Forschung und Entwicklung oder Marketing und Innovation sind hier die Schlagwörter. Entsprechend nimmt die Erwerbstätigkeit in Bereichen mit materiellen Arbeitsprozessen ab, während

Dienstleistungsbereiche an Boden gewinnen.

Lash fragt sich zu Recht, welche Möglichkeiten zur Reflexivität gerade jene Menschen haben, die durch diese Entwicklungen an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden. So sind die eigenen Chancen nicht länger abhängig von dem Zugang zu Produktionsweisen und Arbeitsplätzen, sondern vielmehr dem Zugang zu IKT Strukturen und der Möglichkeit in ihnen tätig zu sein. Das trifft u.a. Jugendliche und MigrantInnen, die von entsprechenden Lehrstellen und Arbeitsplätzen ausgeschlossen sind und Frauen, die technisch-mathematische Bereiche meiden (vgl. Beck et al. 1996: 209ff).

2.4.4 Zusammenfassung und Kritik der Ansätze

Beck, Giddens und Lash greifen je eine Art von gesellschaftlicher Reflexivität auf. Becks Fokus liegt auf der ökologischen Krise, die die Technologie infrage stellt, die sie hervorgerufen hat.

Giddens sieht das Schwinden von Traditionen und das Expertentum als reflexiven Moment und Lash die Zunahme virtueller Netzwerke. Ich habe auf den vorigen Seiten selektiv Aspekte der drei erwähnten Soziologen aufgegriffen, deren Gesamtwerk weit mehr als die ausgewählten Punkte beinhalten. Wenn auch mit Vorbehalt auf die verkürzte Darstellung, sollten zumindest einige Kritikpunkte angerissen werden.

Jeffrey Alexander (1996) wirft den Autoren vor, simplizistische Modernisierungstheorien zu verwenden. Beck arbeitet Alexander zu Folge mit Annahmen über Organisationsprozesse, die wenig bis keine Entsprechung im Alltag von Menschen und Institutionen haben. Dazu zählt u.a. die Annahme, dass vor den 1960er Jahren und der Umweltkrise die gesellschaftliche Wahrnehmung auf Fragen des Materialismus und der Distribution beschränkt waren. Diese Sicht unterschlägt, dass es schon vor der Umweltbewegung der 60er Jahre religiöse oder ethnische Bewegungen gab, die für ihre jeweiligen Werte kämpften. Beck selbst argumentiert aus einer materialistischen Position heraus und hat eine objektivistische Wahrnehmung von Risiko. Laut Alexander ignoriert er dadurch komplett den Cultural Turn in den Sozialwissenschaften. Dadurch werden Becks Annahmen von abstrakten Kollektiven und banalen Erklärungen über individuelles Handeln geprägt (vgl. Alexander 1996: 133ff). Gegen Giddens wendet Alexander ein, dass er zu sehr an der Dichotomie von Tradition und Moderne festhält. Tradition wird zu sehr in den klassischen Bildern von Ritualen dargestellt. Traditionen wirken bei Giddens dogmatisch und lassen ihre Prozesshaftigkeit vermissen. Die Pathologien der Moderne kommen ebenfalls zu kurz. Dagegen werden Experten und die Emanzipation des Selbst zu unkritisch hochgelobt. Scott Lash bietet nach Alexander noch die brauchbarste Beschreibung aktueller Umbrüche. Doch auch hier sieht er einige Probleme, die jedoch nicht näher ausgeführt werden (vgl. Alexander 1996: 135ff).

Insgesamt hält Alexander fest: „Reflexivity can only be understood within the context of cultural tradition“ (Alexander 1996: 136).

Entsprechend ist die Auseinandersetzung über die Reflexive Modernisierung keine stichhaltige Analyse wie Veränderungen vonstatten gehen. Vielmehr sagt sie laut Alexander aus, dass gewisse Handlungsmöglichkeiten wahrscheinlicher werden als andere. Lashes Ansatz, der auf Zugang zu und Verteilung von Informationen beruht, hilft am ehesten, diesen Möglichkeiten auf die Spur zu kommen (vgl. Alexander 1996: 138).

Das folgende Kapitel soll darüber Aufschluss geben, welche globalen Entwicklungen mit den

genannten Aspekten gesellschaftlicher Reflexivität in Verbindung stehen.

3. Die globale Transformation der Textilwirtschaft

Gesetze und internationale Abkommen sind laut Annelise Riles im Neoliberalismus die bevorzugten Technologien, wenn es um durchzuführende Regulierungen geht. Der besondere Vorteil liegt für Riles darin, dass Gesetze als etwas Universales verstanden werden und dadurch neutral erscheinen. Sie schaffen eine Vergleichsbasis zwischen mehreren Parteien, die sich sehr wohl in ihrer Größe als auch den internationalen Verflechtungen unterscheiden. Dementsprechend macht es Sinn, sich gerade mit diesen Abkommen und ihren Auswirkungen zu beschäftigen (vgl. Gershon 2011: 541). Im Folgenden sollen diese Auswirkungen auf die Bekleidungsindustrie anhand mehrerer Beispiele verdeutlicht werden. Gleichzeitig erfolgt ein Abriss rezenter Branchengeschichte. Ich beginne mit einem Überblick relevanter Handelsabkommen und den Intentionen der WTO, werde Veränderungen anhand der Textilproduktion im Waldviertel und osteuropäischer Nachbarländer, sowie der Produktionsverlagerung nach China anreißen. Abschließend wird die Einzelhandelskette Wal-Mart und die Auswirkungen ihrer Unternehmenskultur in der globalen Warenproduktion näher beleuchtet.

3.1 Internationale Handelsabkommen und die Intervention der WTO

Die Textilwirtschaft wird oft als Basis der Industrialisierung gesehen, oder anders gesagt, als *Starterindustrie* für Entwicklungsländer. Die Vorteile der Entwicklungs- und Schwellenländer liegen laut Tran bei den vorhandenen Ressourcen wie Naturfasern und den austauschbaren Arbeitskräften für arbeitsintensive Fertigungsschritte. Entsprechend sieht er auch Chinas Textilwirtschaft während der Öffnung nach Außen zu Beginn der 1980er Jahre als nicht rational. Die Produktionsmengen seien zu gering gewesen, ebenso die Arbeitseffizienz und die veralteten Anlagen eher ein Hinderungsgrund von Entwicklung (vgl. Tran 2010: 4f; 7f). Er sieht eine Evolutionsleiter der Textilindustrie. Diese beginnt mit der industriellen Massenfertigung. Steigt der Wohlstand werden kostenintensivere Produkte behalten, die auf Design und Qualität Wert legen. Die Massenproduktion kommt unter Preisdruck durch steigende Löhne und wird ausgelagert. Dies zwingt Regierungen zum Handeln und entsprechende Schutzvorkehrungen zu treffen, um heimische Arbeitsplätze zu sichern. Im Falle der Textilwirtschaft gibt es meist Zölle auf Billigtextilien und/oder Quotenregelung zur Einfuhr dieser Produkte. International wurde dies im Multifaserabkommen (MFA) 1974-1994 geregelt, das den Handel zwischen Entwicklungsländern

und Industrienationen eine Struktur geben sollte. Auf Deutsch auch Welttextilabkommen genannt. Die WTO sieht solche Einflussnahmen allerdings als Störung und arbeitet am Abbau von entsprechenden Handelsrestriktionen. Sie brachte 1995 z.B. das Agreement on Textiles and Clothing (ATC) auf dem Weg, um dieser Intention nachzugehen und die Quoten des MFA abzuschaffen. Die Vertragsparteien verpflichteten sich dies innerhalb von 10 Jahren umzusetzen und die Textilwirtschaft ins GATT zu integrieren anstatt sie durch einen Sonderstatus vor der Liberalisierung zu bewahren. Das Abkommen sollte 2005 enden, dennoch werden z.B. in den USA weiterhin Quoten vorgegeben (vgl. Tran 2010: 9f; Rivoli 2006: 183ff; Weidenhausen 2010: 32f).

Internationale Handelsabkommen im Bereich Textil	
Name des Abkommens	Dauer des Abkommens
Short Term Agreement (STA)	1960-1962
Long Term Agreement (LTA)	1962-1974
Multi Fiber Agreement (MFA)	1974-1995
Agreement on Textile and Clothing (ATC)	1995-2005

Tabelle 2: Überblick wichtiger Handelsabkommen nach Weidenhausen 2010

Eingeleitet wurden diese Entwicklungen u.a. durch das GATT Abkommen (1947), das eine Marktliberalisierung zwischen den Mitgliedsstaaten vorsah. China trat kurz nach Verabschiedung des Vertrages 1948 wieder aus. Ein Problem der Handelsliberalisierung war, dass das Ursprungsland nicht immer eindeutig festzustellen war, und darauf beziehen sich Exportbeschränkungen und erhobene Zölle. Ein Produkt, das im Ausland teilgefertigt und dann wieder importiert wurde, wurde nicht mit dem vollen Zoll eines Fertigproduktes bedacht. Das MFA spitzte diese Situation in dem Sinne zu, dass neben Importquoten auch die Höhe der Zölle festgelegt wurden. Im Prinzip galt, je kompletter ein Kleidungsstück war, desto höher waren die dafür vorgesehenen Zölle. Dadurch entstand eine Exportdiskriminierung, die besonders Länder der sog. Dritten Welt betraf, aber auch Produzenten in den Ostblockstaaten. Kleidung konnte nur zu günstigen Preisen re-importiert werden, wenn diese im Eigentum westlicher Firmen verblieb und nur gewisse Teile der Verarbeitung im Ausland stattfanden. Auf Zölle wirkte sich das dahingehend aus, dass nur auf die

Wertschöpfung der im Ausland stattfindenden Arbeitsschritte eine Abgabe erhoben wurde, also z.B. Arbeitsschritte wie Nähen, Färben oder Zuschneiden. In der einschlägigen Literatur wird diese Auslagerung auch Passive Lohnveredelung genannt. Anfang der 90er Jahre hatte sich diese bereits verdoppelt (vgl. Weidenhausen 2010: 13). Man kann hier von einer Arbeitsteilung zwischen GATT und MFA sprechen. Das GATT sollte, um in der Terminologie des kalten Krieges zu sprechen, die Märkte im Osten und Süden liberalisieren, während das MFA verhinderte, dass regional eigenständige Firmen auf die Idee kamen, ihre Produkte in den Westen zu exportieren. Dies bewog wiederum Konzerne, ihre Fertigungsprozesse in Billiglohnländer zu verlagern, während Firmensitze in Europäischen Ländern oder der USA bestehen blieben. Dies bedeutete u.a. für Österreich, dass aufgrund von Kooperationsverträgen mit dem Ostblock, die Textilproduktion Mitte der 1970er Jahre in osteuropäische Länder wie Ungarn und Rumänien ausgelagert wurde. Joint Ventures und entsprechende Dienstleistungen wurden zu einem wichtigen Geschäftszweig für Österreich, das bis Ende der 70er Jahre durch seine Neutralität und die Beziehungen zur Sowjetunion hier die Nase vorn hatte. Es nahm oftmals auch die Vermittlerrolle ein. Der Eiserner Vorhang bezog sich also fast ausschließlich auf den Personenverkehr, während Kapital und Waren, wenn auch in eingeschränktem Maße, ihren Weg fanden (vgl. Komlosy 2006: 99ff).

Der Ost-West Konflikt tat sein Übriges um die Staaten des Ostblocks in Schach zu halten. Als Hochtechnologie klassifizierte Technik durfte nicht exportiert werden, um der Sowjetmacht Vorteile zu verschaffen. Umgekehrt sorgten Handelshemmnisse dafür, dass Osteuropa nur Halbfertigwaren, Billiglohnprodukte und Nahrungsmittel importieren durfte. Aufgenommene Kredite wurden in den 80er Jahre zur Last, da zwar die Zinssätze stiegen, die Möglichkeiten der osteuropäischen Staaten sich dem wirtschaftlichen Geschehen anzupassen aber begrenzt blieben. Dagegen wurden Kooperationen in sog. Entwicklungsländern gefördert. Sprich, Industrieanlagen wurden in armen Ländern errichtet, um den jeweiligen politischen und wirtschaftlichen Einfluss zu festigen und beide Seiten mit Billiglohnartikeln zu beliefern (vgl. Komlosy 2006: 104ff). Die Staaten des Ostblocks waren allerdings nicht die einzige Alternative. Gegen Mitte der 1980er Jahre etablierten sich auch viele Mittelmeerländer als Handelspartner für Europa, die durch die geographische Nähe interessant wurden. Dazu zählen vor allem Ägypten, die Türkei, Tunesien, Marokko und Portugal, sowie Griechenland und Jugoslawien (vgl. Weidenhausen 2010: 19ff).

Die 60er Jahre standen in Deutschland noch im Zeichen der fordistischen Produktion. Das Kennzeichen schlechthin für diese Produktionsform ist ein hoher Einsatz von gering qualifizierten Arbeitskräften, Top-Down Hierarchie, sowie der massive Einsatz fossiler Energie und Maschinen. Entsprechend sind die Produkte standardisierte Massengüter, die sich noch wenig durch

Individualität auszeichnen. Dies änderte sich zunehmend in den 70er Jahren. Weidenhausen sieht als Ursachen eine zunehmende Individualisierung und dadurch entsprechender Ablehnung von Massengütern, sowie die Auswirkungen der Ölkrise von 1973, die mit zu einer Fusionswelle zu Großkonzernen beitrug. Internationale Konzerne gab es schon in den 1960er Jahren, doch aufgrund von nationalen Grenzen erforderte die Expansion noch das Gründen einer Tochtergesellschaft im jeweiligen Land. Der Marktzugang stand im Zentrum der Expansionsbemühungen. Die 70er Jahre standen im Zeichen der Ausbeutung eben dieser Zugänge in Form von billigen Arbeitskräften und dem Abbau von Rohstoffen. Teilerzeugnisse und Rohstoffe werden zu den größten Posten innerhalb der globalen Warenströme. Das Handelsaufkommen ist zu einem Großteil ein Handel zwischen „Mutterfirmen“ und ihren „Töchtern“. In den 1980er Jahren beginnt eine tiefgreifende Veränderung. Technologisches Wissen wird immer relevanter in der Standort Planung, ebenso die Frage nach vorhandenen Vertriebsnetzen und die Möglichkeit auf Zulieferbetriebe zurückzugreifen. Neue Formen der internationalen Zusammenarbeit entstehen. Weidenhausen spricht hier besonders *Joint Ventures, Strategische Allianzen und Projektbezogene Formen der Zusammenarbeit* an.

Die großen Veränderungen in der Textil- und Bekleidungsindustrie liegen aber ganz klar in der zunehmenden internationalen Arbeitsteilung. Während Textilien ihrerseits Hochtechnologie voraussetzen, ist die Bekleidungsbranche auf manuelle Näharbeiten angewiesen, die keine Maschine leisten kann. Entsprechend verblieben eher Textilien in Industrienationen und arbeitsintensive Tätigkeiten wie Näharbeiten in der Bekleidungsbranche, wurden vornehmlich in Richtung Osteuropa und später nach Asien ausgelagert (vgl. Weidenhausen 2010: 9ff; 20; 106ff). Laut Fritz Breuss ist Österreich das Land, das sich am stärksten in Osteuropa engagiert und durch seine Direktinvestitionen gleichzeitig dafür sorgt, dass das Lohnniveau in Österreich am stärksten aller Industrienationen sinkt. Das Lohnniveau sinkt seit den 1970er Jahren in allen Industriestaaten. Im Fall der EU bedeutet das lt. Breuss, eine Investition von 1% des BIP in den neuen EU Ländern, mit einer Verringerung der Lohnquote in den alten EU Staaten von 0,1% einhergeht. Es gibt allerdings Unterschiede zwischen Berufsgruppen und Ländern, auf die zu achten sind. Durch Österreichs starkes Engagement in Osteuropa, ist es selbst auch überproportional von sinkenden Löhnen betroffen. Seit den 70er Jahren lässt sich ein Rückgang der österreichischen Landwirtschaft feststellen, ebenso ein leichter Rückgang im Bereich der Industrie, während der Dienstleistungsbereich zunimmt. Generell hat die Osterweiterung der EU ein stärkeres Wirtschaftswachstum in Österreich zur Folge, was jedoch von steigenden Arbeitslosenzahlen und einer sich weiter öffnenden Lohnschere begleitet wird (vgl. Breuss 2010: 133ff).

„Die transnationalen Unternehmen verbinden sich zu globalen Produktionsnetzwerken, in denen die politische Raumgliederung zunehmend der wirtschaftlichen weicht.“ (Weidenhausen 2010: 106)

Weidenhausen misst diesen Strukturwandel quantitativ anhand von mehreren Indikatoren:

- Die Entwicklung der Beschäftigungszahlen
- Die Entwicklung der Betriebsgründungen/-Auflösungen
- Die Entwicklung der Importe und Exporte
- Sektorale Veränderungen

(vgl. Weidenhausen 2010: 10)

Durch die beschriebenen Direktinvestitionen Österreichs in Osteuropa, gilt Österreich selbst als ein sehr aktiver Globalisierer. Dies hat zur Folge, dass Regionen innerhalb Österreichs, wie das Waldviertel, im Sinne Appadurais disjuncture, entkoppelt werden wie das folgende Beispiel zeigt.

3.2 Entwicklung der Bekleidungsindustrie am Beispiel Tschechische Republik und Waldviertel

Die Tschechische Republik war eines der ersten Länder, das nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion Ziel westlicher Expansion wurde. Zu Sowjetzeiten gab es keine Veranlassung dort Lohnveredelungen durchzuführen, da sich fast die komplette Produktionskette diverser Produkte im gleichen Land befand und auf volkswirtschaftliche Ziele ausgerichtet war. Dies änderte sich seit 1989 in rasantem Tempo. Die Branchenkonzerne des ehemals kommunistischen Landes wurden aufgelöst und in kleinere betriebswirtschaftliche Einheiten zerteilt. Ziel war es, vor allem arbeitsintensive Tätigkeiten nach Osteuropa auszulagern. Entsprechend wurden die Produktionsbereiche übernommen, während für andere Firmenstrukturen kaum Verwendung bestand (vgl. Komlosy 2010: 264ff).

Der tschechische Bekleidungskonzern Otavan wurde in den 1950er Jahren gegründet, um die Abwanderung aus ländlichen Regionen zu verhindern und die Ideologie Modernisierung durch Industrialisierung umzusetzen. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs setzte die Privatisierung des Fertigungsbetriebes ein. Otavan wurde in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Der Hauptsitz sollte fortan Näharbeiten für internationale Labels übernehmen, während die entlegenen

Zweigstellen mit Argumenten der Unrentabilität geschlossen wurden. Gerade Betriebe aus dem Waldviertel nutzen diese Möglichkeiten um ihre Produktion zu verlagern.

Andrea Komlosy erkennt drei Muster bei der Produktionsverlagerung in die Tschechische Republik:

1. Arbeitsintensive Fertigungsbetriebe wie Bekleidung, Feinmechanik und Elektrotechnik ergänzen die Waldviertler Betriebe. Allerdings gab es auch Fälle wie der Bekleidungshersteller Steilmann. Hier wurde die Stilllegung des Betriebs durch die Abwanderung nur verzögert, was ebenfalls die Stilllegung der tschechischen Fertigung mit sich brachte.
2. Die Bauindustrie eignete sich vor allem solche Betriebe an, die Rohstoffe oder Halbfertigprodukte herstellt. Also Forstbetriebe, Sägewerke, Kiesgruben, Zementwerke und ähnliches.
3. Fabriken zur Verarbeitung von forst- und landwirtschaftlichen Rohstoffen. Dazu zählen Zuckerfabriken und Stärkehersteller, die u.a. Kartoffeln weiterverarbeiten. Ziel ist es, hier in neue Märkte zu expandieren und sich Rohstoffe zu sichern.

(vgl. Komlosy 2010: 266ff)

Die im Waldviertel ehemals ansässigen Großbetriebe sind zahlenmäßig stark zurückgegangen. Neugründungen gibt es nur noch als KMUs. Die klassischen Industriebetriebe haben in großem Ausmaß Beschäftigte abgebaut. Heute gibt es eher sehr spezialisierte Unternehmen mit geringen Mitarbeiterzahlen. Es erfolgte keine Zunahme von Arbeitsplätzen im High-Tech Bereich, sei es auf Wissen oder Technologie basierend. Vielmehr setze eine Präkarisierung ein. Teilzeitarbeit, Neue Selbstständigkeit und geringfügige Arbeitsverhältnisse lösen die Arbeitsplätze in der Waldviertler Industrie ab (vgl. Komlosy 2010: 266ff).

„Die Zunahme der Beschäftigten spiegelt einen Trend der neoliberalen Restrukturierung, der mit dem Ende der industriellen Massenproduktion, der Neuordnung der Standorte im Weltmaßstab und der Wende in Osteuropa einherging: die Zunahme von Teilzeit- und geringfügiger Beschäftigung, die es erforderlich macht, als Familie oder als Person mehrere Erwerbsformen gleichzeitig auszuüben.“ (Komlosy 2010: 271)

Die Argumentation für die Verlagerung der Waldviertler Industrie in die Tschechische Republik wurde dadurch begründet, dass jeder verlagerte Arbeitsplatz einen im Waldviertel sichere. Die Hoffnung lag auf der Aufwertung des Waldviertels im Bereich Forschung und Entwicklung. Das Pestigeprojekt „Gmünd - Ceske Velenice“, ein grenzüberschreitender Wirtschaftspark, sollte diese Veränderung 1994 einleiten. Die Planer des Wirtschaftsparks hatten ebenfalls die alte Dichotomie von Hand- und Kopfarbeit im Sinn. Forschung und Entwicklung auf österreichischer Seite, während Fertigungshallen auf tschechischer Seite entstehen sollen. Es ließen sich allerdings nur Firmen nieder, die einen geförderten Standort suchten und blieben meist auf der einen oder anderen Seite der Grenze. Die leerstehenden Flächen kamen Rollerbladern zu Gute. Firmen hatten keinen Grund sich anzusiedeln. Funktionierende Gegenbeispiele, wie die Firma Felten und Guillaume, die elektronische Schaltungen herstellen, blieben Ausnahmen. Allerdings sind solche grenzüberschreitenden Expansionen von Kapitalgebern und/oder Managern im Ausland abhängig. Ein Verhältnis bei dem, wie Andrea Komlosy schreibt, *die Abhängigkeit von außerregionalen Entscheidungsträgern nicht thematisiert wird, solange die Arbeitsplätze Bestand haben*. Im Falle von Felten und Guillaume bedeutet dies, dass sie 1998 von der deutschen Moeller Holding übernommen wurden, um 2003 von der Citigroup Venture Capital Equity aufgekauft zu werden. 2005 wird Moeller von britischen Investoren gekauft und 2008 mit einem Gewinn von 455 Mio. Euro an die amerikanische Eaton Corporation weiterverkauft. Ein Jahr später wurden in Schrems 200 Personen gekündigt. Österreich und das Waldviertel im Besonderen verliert seine Vermittlerrolle zu Osteuropa. Ausländische Investoren gehen direkt in Länder wie die Tschechische Republik. Das Waldviertel rückt durch die beschriebenen Globalisierungstendenzen weiter von den alten und neuen Zentren Wien und Südböhmen weg (vgl. Komlosy 2010: 275ff).

3.3 Postfordismus am Beispiel einer polnischen Firma

Osteuropa veränderte sich unter dem neoliberalen Projekt ständig, und Wissensmanagement und geistige Arbeit gewannen an Wert, während die Produktion zurückgedrängt wurde. Die Anthropologin Elizabeth Dunn hat dies anhand der Übernahme eines polnischen Saffherstellers verdeutlicht. Die einst staatliche Firma Alima sollte wettbewerbsfähig gemacht werden und wurde schließlich durch den Zuschlag an eine US-amerikanische Firma zu Alima-Gerber. Die Firma wurde mit neuen Funktionen ausgestattet, also Abteilungen, die sich mit Vertrieb und Marketing sowie Personalmanagement auseinander setzten. Dies resultierte zum einen in der Einschränkung der Produktpalette und der Forcierung auf Nischenmarketing. Gleichzeitig sollte der Standort den Markteintritt in Länder wie die Tschechische Republik oder Frankreich ermöglichen und als

Sprungbrett dienen. Bei den Angestellten waren die tiefsten Einschnitte in Form von Entlassungen und veränderten Entlohnungssystemen zu spüren. Diese wurden nun an Qualitätskriterien gekoppelt, die z.B. den Zustand des Arbeitsplatzes und die individuelle Leistung der ArbeiterInnen in den Fokus rückte. Bereiche wie die Betriebswäscherei wurden ausgelagert und Leiharbeit wurde eingeführt, um kurzfristig auf gestiegerte Nachfrage reagieren zu können. Neben diesen postfordistischen Management-Methoden, nahm das Nischenmarketing Bezug auf die Abkehr vom Staatssozialismus. Die zunehmende Individualisierung wurde von farbenprächtigen Werbespots begleitet. Dies übertrug man nahezu eins zu eins auf die MitarbeiterInnen des Betriebs. Die Dichotomie besagte, Kapitalismus ist neu und gut, während Sozialismus rückständig und schlecht ist (vgl. Dunn 2004, zitiert nach Schein/Seiser 2010: 90ff).

Ideas of socialism and capitalism	
Socialism	Capitalism
Backwardness	Modernity, Civilization
Stasis	Dynamism, Movement
Rigidity	Flexibility
Age	Youth
Drabness	Colorfulness
Deprivation	Satisfaction for Desire
Obedience	Critical Self-Reflection
Collectivism	Individualism
Personalized Connections	Impersonal Relations based on Calculation
Gifts	Sales
Isolation with boundaries	Transcendence of Boundaries

Tabelle 3: *Sozialismus-Kapitalismus Dichotomie nach Dunn 2004: 64, zitiert nach Schein/Seiser 2010: 92*

Zu besetzende Positionen innerhalb der Firma sowie Entscheidungen über Entlassungen wurden anhand des kapitalistischen Schemas abgearbeitet. Jung und flexibel wurde eine bevorzugte Qualität. Zu besetzende Stellen in den neu geschaffenen Bereichen des Vertriebs oder Marketings wurden nicht intern besetzt. Es kam noch nicht mal der Gedanke auf, dass MitarbeiterInnen aus der Produktion dort einsetzbar wären, da diese in den Augen des Managements als rückständig und dumm galten. Die ArbeiterInnen hatten verständlicherweise ein anderes Bild von sich, dass zum einen noch aus sozialistischen Zeiten geprägt war, in denen die Produktion einen höheren

Stellenwert hatte. Zum anderen bestand die Herausforderung eines sozialistischen Staatsbetriebs gerade darin, die Produktion flexibel umstellen zu können und zwischen Säften, Tiefkühlprodukten und anderen Erzeugnissen hin und her zu switchen. Was produziert wird, hing oft von Lieferengpässen ab, in welchem Zustand gerade die Anlagenteile waren und dem, was gerade zur Hand war. Oder wie meine Oma schon zu sagen pflegte: Not macht erfinderisch! So sahen sich die ArbeiterInnen gerade, weil sie in der Produktion tätig waren als vielseitig einsetzbar und alles andere als zum alten Eisen gehörend. Auf das Nischenmarketing übertragen, waren die neuen Tätigkeiten eigentlich die Alten, denn auch hier mussten kleine Serien produziert und dann schnell auf die nächsten Produkte umgestellt werden. Dies schlug sich dann auch in Vorstellungen nieder, die die Produktion als einen der wichtigsten Teile der Firma wahrnahm und mit einer entsprechenden Gewinnbeteiligung gerechnet wurde. Das an den Arbeitsplatz gekoppelte, neue Lohnschema ging – bei aller vorgebrachter Objektivität – davon aus, dass die Produktion eine minderwertige Arbeit darstellt, die entsprechend schlechter zu entlohnen ist. Dunn spricht hier davon, dass Praxiswissen nicht einmal als Kategorie in den Schemen zur Beurteilung der Arbeitsplätze vorkam. Die vom US-Management eingeführten Änderungen wurden auf diese Weise naturalisiert, da die Unterschiede ja „objektiv“ messbar waren. Innerbetrieblich führte dies zu einer Machtverschiebung von der Produktion hin zu Marketing und Vertrieb und dazu, dass Letztere Firmenwagen und Wohnungen zur Verfügung gestellt bekamen, während für die ProduktionsmitarbeiterInnen die Einkommensschere in die andere Richtung aufging (vgl. Dunn 2004, zitiert nach Schein/Seiser 2010: 92ff).

Solche Reformen werden meist in standardisierten Paketen verpackt und durch internationale Organisationen wie den IMF, WTO oder Consulting Firmen wie Boston Consulting oder diverse Investmentbanken angeboten. Annelise Riles beschreibt dies als globale Diffusion rechtlicher Modelle und der damit verbundenen Ideale eines freien Marktes:

„as when international lending institutions impose on many developing countries a standard reform projects central to their interests in multiple jurisdictions around the world.“ (Riles 2011: 2)

3.4 Produktionsauslagerung am Beispiel China

Das GATT Abkommen selbst wurde kontinuierlich durch Verhandlungsrunden angepasst und beschäftigte sich mit dem Abbau von Handelshemmnissen bis 1994. Die Mitglieder des GATT gründeten dann 1995 die Welthandelsorganisation WTO, die ebenfalls in Verhandlungsrunden ihre

jeweiligen Ziele festlegt, um Handelshemmnisse abzubauen. China trat 2001 der WTO bei und erklärte sich bereit, dass andere Vertragsstaaten ihre Märkte bis 2008 schützen dürfen.⁷ Wie diese Schutzmechanismen aussehen sollten, blieb allerdings unklar. Das ATC lief 2005 aus und China begann Europa und die USA mit gesteigerten Textilexporten zu beliefern. Als Reaktion folgte die Wiedereinführung nationaler Quoten und Zölle. Quoten werden auf Warengruppen erhoben, also T-Shirts, Hosen, Büstenhalter oder ähnliches. Es bedarf für einen Handel mit der EU, eine Exportgenehmigung chinesischer Behörden und eine Importgenehmigung der EU. Dadurch versucht China die Kontrolle über den Außenhandel zu behalten, während die EU die heimische Textilindustrie zu schützen sucht. Es gibt diverse Regeln, die zwischenstaatlich oder zwischen Handelsunionen abgeschlossen und von Lobbyisten und Interessengruppen umkämpft werden. Das daraus hervorgehende Regelwerk ist derart komplex, dass es sehr undurchsichtig bleibt. Die Wirtschaftswissenschaftlerin Pietra Rivoli beschreibt dies sehr süssfisant: *„Am Ende wurden die Regeln auf die einzige Art und Weise ausgearbeitet, die bei der Vielzahl der involvierten Interessen möglich ist: Socke für Socke“* (Rivoli 2006: 181).

Auf europäischer Ebene bedeutet der Wegfall des ATC seit 2005, dass es kein Internationales Abkommen gibt, das den Internationalentextilhandel regelt. Die EU selbst hat nur Richtlinien und keine allgemeingültigen Verordnungen, was sich gerade bei Umweltauflagen bemerkbar macht. Das führt dazu, dass z.B. zwar strengere Umweltauflagen für Textilimporte möglich sind, aber nur unter der Voraussetzung, dass sie andere EU Länder nicht benachteiligen. Laut Weidhausen ist es deshalb einfacher im Bereich der Produktion entsprechende Standards zu implementieren, als beim Handel (vgl. Weidenhausen 2010: 32ff).

Was China angeht, es profitierte allerdings nur von ca. 10% der Wertschöpfung im Gegensatz zu westlichen Konzernen und Kaufhäusern, die an der Billigproduktion am meisten verdienen. (vgl. Tran 2010: 20ff; 82f) Die Zeit steht allerdings auch hier nicht still und so interpretieren Ökonomen wie Tran eine wachsende Kaufkraft in China und somit einen wachsenden Binnenmarkt für höherwertige Kleidung und nicht länger die reine Exportorientierung. Diese ist nämlich stark an die Interessen des Just in Time gebunden:

„Für Ausländische Investoren bedeutet das, dass eine Investition in China aus langfristiger Sicht viele Vorteile für Firmen hat, die auch auf dem chinesischen Binnenmarkt präsent sein wollen. Für

⁷ http://www.arbeit-wirtschaft.at/servlet/ContentServer?pagename=X03/Page/Index&n=X03_999_Suche.a&cid=1186413132349 vom 23.10.2011

Unternehmen, die ihre Geschäftsstrategien jedoch kurzfristiger auslegen und/oder am Markteintritt in China weniger interessiert sind, sind Investitionen in Vietnam sinnvoller, da Produktionskosten niedriger und Exportregelungen vorteilhafter gegenüber jenen in China sind.“ (Tran 2010: 81)

Länder wie China versuchen zunehmend auf Investoren einzugehen. So wurde 2006 in Shanghai eine Arbeitsgruppe gegründet, die gegen Markenpiraterie vorgeht oder 2007 ein bescheidener 135 Millionen schwerer Fonds angelegt, um die Textilwirtschaft zu modernisieren. 2008 wurde der chinesische Steuersatz für Investitionen aus dem Ausland von bis zu 33% auf 25% gesenkt. Es entstanden Sonderwirtschaftszonen, die mit einem nochmals reduzierten Steuersatz von 15% locken oder andere Vergünstigungen wie niedrige Zölle bieten. Dieser Trend beginnt sich teilweise zu verlagern, und durch steigende Lohnkosten und eine Aufwertung des Renminbi (RMB), der chinesischen Währung, wandern viele Betriebe ins ländliche China ab oder in benachbarte Länder wie Vietnam. Im Jahr 2006 lag China bei den Produktionskosten⁸ auf Rang vier, während Vietnam auf dem dritten Platz hinter Pakistan und Usbekistan zu finden war. Zum Vergleich, Österreich belegte Platz Nr. 68. Auf Lohnkosten umgerechnet bedeutet das etwa 3 Cent pro Minute in China, während in Österreich 48 Cent pro Minute anfallen. Als Stundensatz gerechnet wären das 1,8 Euro zu 28,8 Euro. Solche Zahlen finden sich in Studien wieder, die von Unternehmensberatern wie PrincewaterhouseCoopers oder Institutionen wie der United Nations Conference on Trade and Development erstellt werden. Durch Rankings und Top Listen werden diese Zahlen zu Empfehlungen für Wachstumsmärkte, in die man investieren sollte. Auch die Immobilienkrise 2008 wirkt sich auf solche Wirtschaftsstrategien aus. So sind chinesische Banken laut Tran viel mehr mit der amerikanischen Finanzwelt verknüpft und dadurch stärker von den Nachwirkungen der Bubble betroffen, als es vietnamesische Banken sind, die noch weniger internationalisiert sind, und dadurch interessant für Investitionen und Risk-Management werden (vgl. Tran 2010: 63; 71ff; 76f; 80). Geopolitische Faktoren werden auch in den Quoten sichtbar, die für Kleidungsstücke erstellt werden. Im Jahre 2003 erlaubten die USA 2,5 Mio Dutzend T-Shirts aus China einzureisen, während Vietnam und die Türkei 10 Mio, bzw. 17 Mio Dutzend T-Shirts Exportieren durften. Dazu kommt, dass je nach Regelung T-Shirts ohne Kragen unter Unterwäsche fallen und so manche Quoten umgangen werden können, indem Vorprodukte in eine andere Quotenregelung fallen (vgl. Rivoli 2006: 184).

So federführend die USA bei der Liberalisierung des Welthandels auch waren, die Unterstützung der heimischen Industrie konnte nur gesichert werden, indem die Baumwoll- und Textilproduktion

⁸ Niedrigere Kosten = höhere Position im Ranking. Der Produktionskostenindex wird anhand eines Vergleiches mit den Kosten in GB erstellt, d.h. Produktionskosten Chinas geteilt durch Produktionskosten Großbritanniens.

der Südstaaten von zahlreichen Ausnahmen profitierte. Trotz Liberalisierung auf Weltmarktebene fand gleichzeitig ein staatlicher Protektionismus statt. Durch diesen Protektionismus lässt sich auch die von Tran angesprochenen Produktionsvorteile und die Wirtschaftliche Rationalität infrage stellen. Die USA waren nämlich seit 200 Jahren unangefochtener Spitzenreiter, was Baumwolle angeht und wurden erst in den letzten Jahrzehnten durch Länder wie China und Usbekistan unter Druck gesetzt. Subventionen und Protektionismus erklären diese Vormachtstellung allerdings nicht hinreichend. Rivoli sieht neben entsprechender Lobbyarbeit und einer Südstaatenidentität auch eine ausdifferenzierte Industrie als wichtige Erfolgsfaktoren. Dazu zählen Erntemaschinen, optimiertes Saatgut und Pestizide genauso wie eine Ausdifferenzierung der Nutzungsmöglichkeiten anfallender „Abfälle“. So wurde Baumwollsamensamen als Futtermittel verwendet. Zunehmend finden diese bei der Herstellung von Frittierölen Anwendung, bis hin zu Produkten wie Füllmaterial für Polster oder baumfreies Klopapier für Allergiker. Dies setzt eine enge Verbindung zu Universitäten und Forschungsinstitutionen voraus, die bestehende Prozesse optimieren und neue Anwendungsgebiete erforschen. Deutlich wird dies im Vergleich chinesischer und amerikanischer Produktionsstätten. Näharbeit kann nicht durch Maschinen ersetzt werden und muss manuell erledigt werden, doch die Arbeitsbedingungen sind sehr verschieden. Das Zuschneiden von Bekleidungssteilen in China erfolgt meist noch manuell, während die USA Software gesteuerte Laser für das Zuschneiden einsetzt. Eine Interviewpartnerin erzählte mir ebenfalls, dass manche Jeans gelasert werden, um auf schonende Weise den Effekt von Abrieb/des Ausgewaschenseins zu erzeugen (vgl. Rivoli 2006: 32ff; 110ff; 190f).

Trotz des Abbaus von Arbeitsplätzen in Deutschland und Österreich wird deutlich, dass hier aufgrund von Rationalisierungen und dem Einsatz von Hochtechnologie eine hohe Produktivität erzielt wird:

Umsätze pro ArbeiterIn ⁹		
Deutschland	Österreich	Jahr
25.876 Eur	?	1970
105.404 Eur	115.510 Eur	1994 (Deutschland); 1995 (Österreich)
149.614 Eur	170.910 Eur	2004

Tabelle 4: Erzielte Umsätze durch ArbeiterInnen in der Textil- und Bekleidungsindustrie

(vgl. Weidenhausen 2010: 13; Zeyringer 2006)

⁹ Da die Autoren keine ausreichenden Angaben zur Erhebung der Zahlen bieten, sind diese eher als Tendenz zu lesen, denn als objektive, direkt vergleichbare Werte.

Diese Produktivität beginnt aber bei der Wertschöpfung in Ländern wie China. Eigentlich fing Chinas „Erfolg“ in Sachen Textilien in Japan an, das recht früh nach dem zweiten Weltkrieg modernisierte und in den 50er Jahren bis zu Beginn der 60er Jahre Marktbeherrschend war. Abgelöst wurde Japans Vormachtstellung in den 1960er Jahren durch die (damals noch) britische Kolonie Hong Kong, die 1997 wieder an China zurückging und zur Sonderwirtschaftszone ernannt wurde. Hong Kong, das zur ersten Generation der Tigerstaaten gezählt wird, wurde seinerseits in den 1980er Jahren von den Tigerstaaten abgelöst, zu denen Südkorea, Taiwan und Singapur zählen. Diese konnten sich bis bis in die 1990er Jahre behaupten. Weidenhausen zählt China zur dritten Generation der Tigerstaaten, zusammen mit Thailand und den Philippinen (vgl. Weidenhausen 2010: 17ff). Pun (2005) spricht von einer neuen, globalen Arbeitsteilung, in der China die Rolle als *world factory* einnimmt. Diese Entwicklung wäre ohne global frei bewegliches Kapital nicht möglich gewesen. Dies setzt aber auch eine großteils weibliche Arbeitskraft voraus, die bereit ist, 12-Stunden-Arbeitstage zu bestreiten, um die Anforderungen der Just in Time Produktion zu erfüllen. Die Hinwendung Chinas in Richtung Marktwirtschaft bedeutet aber keinesfalls das Wegfallen staatlicher Einflussnahme oder patriarchaler Kontrolle. Pun sieht dies vor allem an den Repressionen gegen Gewerkschaften und die straffe Kontrolle der ökonomischen Entwicklung sowie der Bevölkerungspolitik. Dazu zählt ebenfalls die administrative Kontrolle der Städte, die sich u.a. des Hukou Systems bedient. Hukou ist eine Art Register, das festlegt, wo sich eine Person aufhalten darf. Eine Arbeiterin kann ein Hukou für ihre Herkunftsprovinz besitzen, aber keins für Shanghai, wo sich ihr Arbeitsplatz befindet. Hierfür werden temporäre Aufenthaltserlaubnisse ausgestellt. Dadurch kann die Nachfrage nach Arbeitskräften befriedigt werden, ohne ein Anrecht auf Wohnraum oder gewisse Sozialleistungen zu gewähren, die mit einem Hukou in Shanghai verbunden wären. Rivoli sieht das Hukou sogar als zentral an, wenn es darum geht, eine mobile und zu jeglicher Tätigkeit bereite Arbeitskräfte zu erzeugen. Die Anzahl an WanderarbeiterInnen an der chinesischen Bevölkerung betrug Mitte der 1990er Jahren ca. 40% und wurde erst durch eine Liberalisierung des Hukou Systems möglich, das auf die neuen/alten Industrieregionen der Küstengebiete zugeschnitten wurde. Neben fehlenden Subventionen für Kinderbetreuung und Wohnraum wirkt sich das Hukou auch dahingehend aus, dass mehr gearbeitet und weniger gezahlt werden muss als dies bei der städtischen Bevölkerung der Fall wäre. Die Mehrheit der WanderarbeiterInnen, auch „schwebende Menschen“ genannt, besitzt ohnehin keine Arbeitsverträge. Dazu kommen Personen, die sich ohne Hukou illegal in Städten aufhalten und mit ihrer ersten Entlohnung Papiere „besorgen“, um reinen sicheren Aufenthaltsstatus zu bekommen, da sonst Gefängnisstrafen drohen. Das Warten auf Lohn gehört wie der Verzicht auf Rechte zu dieser wirtschaftlichen Organisation (vgl. Pun 2005: 4ff; Rivoli 2006: 138ff).

James Carrier würde diese Prozesse in Anlehnung an Karl Polanyi, als „dis-embedding“ beschreiben. Darunter versteht er das Herauslösen ökonomischer Aktivitäten aus ihrem sozialen Kontext. Dadurch werden ökonomische Aktivitäten als etwas Abstraktes gesehen, das unabhängig von sonstigen Beziehungen existiert. Die Schaffung von Freihandels- und Sonderwirtschaftszonen gehen in die gleiche Richtung wie das Hukou. All diese Abstraktionen bedeuten einen Einschnitt in vorher existierende (Handels)Beziehungen zwischen Menschen, Gruppen und Staaten (vgl. Carrier 1998: 2f).

Besonders Frauen werden durch das Hukou an ihre ländliche Herkunft gebunden und arbeiten meist nur 4-5 Jahre in den Städten. Ländlich bezieht sich vor allem auf patriarchale Familienmuster und die daraus erwachsenden Möglichkeiten oder Nicht-Möglichkeiten in Form von Zugang zu Bildung, Wahl des Ehemannes oder Arbeiten, die auf einer Arbeitsteilung der Geschlechter beruhen. Diese patriarchale Herrschaft wurde auch nicht durch Mao und den chinesischen Kommunismus abgeschafft, ganz im Gegenteil.

Die Frauen in ihren Mitte-Zwanzigern wehren sich natürlich gegen diese vorgegebenen Pfade, doch sehen die Perspektiven meist so aus, dass arbeitende Frauen nach ihrer Zeit in den Städten zurückkehren müssen, um zu heiraten. So wird auch hier sichtbar, dass Jugend nicht nur ein von der Werbung bevorzugtes Gut ist, sondern gerade junge Menschen und besonders Frauen zwischen 18 und 25 einen enormen Anteil an der Arbeitsleistung haben, die für die Gewinne sorgen, die in der Bekleidungsindustrie verdient werden und für den Aufschwung urbaner Regionen sorgen (vgl. Pun 2005: 5ff, 9ff).

3.5 Supply Chain Kapitalismus am Beispiel Wal-Mart

Anna Tsing sieht in der ökonomischen und kulturellen Diversität wichtige konstitutive Elemente des heutigen Kapitalismus. Supply Chains erzeugen verschiedenste Formen von Diversität innerhalb kapitalistischer Produktionsweisen und sind dadurch eine Untersuchung wert (vgl. Tsing 2009: 152ff). Einzelne Firmen dienen oft als Anschauungsmaterial und sollen Studierende wie andere Wirtschaftstreibende inspirieren. Anna Tsing wirft deshalb einen näheren Blick auf die US-amerikanische Handelskette Wal-Mart (WM), die zu den treibenden Kräften der globalen Warenproduktion zählt und ihre Produkte u.a. aus Südostasien oder Südamerika bezieht.

Der Aufstieg von Wal-Mart lässt sich durch ihre beiden Grundstrategien erklären. Das wäre zum einen die Reduktion der Arbeitskosten und zum anderen die Kontrolle über bestimmte Bereiche der Zulieferer und günstige Waren in hohen Stückzahlen und in gewisser Qualität zu garantieren. Dazu zählt die Preisgestaltung, das Marketing und die Logistik. Was Wal-Mart nicht kontrollieren will, sind die Arbeitsverträge, sowie die Umweltschutzpraktiken oder Investmentstrategien der

Subunternehmer, die für WM produzieren. Das bedeutet, dass WM z.B. eine Barcode Pflicht einführt, die eine standardisierte Logistik über mehrere Kontinente hinweg ermöglicht. Die Subunternehmer zählen allerdings nicht mehr zu eigenen Corporate Culture. So werden Textilhersteller, denen inhumane Arbeitspraktiken nachgewiesen werden, einfach fallengelassen und neue Subunternehmer gesucht. WM übernimmt keine Verantwortung für die Arbeitsbedingungen, sie sorgen nur dafür, dass Subunternehmer vorhanden sind, die zumindest vorgeben, gewisse Standards einzuhalten. Durch diese relativ freie Konfiguration der Supply Chain sieht Tsing eine dominante WM Kultur, der kleine kulturelle Nischen der Subunternehmer untergeordnet sind. Genau darin sieht sie aber die Widersprüche der globalen Warenproduktion. Auf der einen Seite sind diese Zulieferer-Nischen eine wirtschaftliche Alternative und versprechen regionalen und individuellen Wohlstand. Auf der anderen Seite basieren sie auf Selbstausbeutung und die Schaffung von Niedriglohn-Arbeitsplätzen die Schwankungen im weltweiten Konsumverhalten ausgeliefert sind. Daraus entstehen laut Tsing Grenzziehungen zwischen Menschen, die mitunter die gleichen Interessen haben (vgl. Tsing 2009: 156ff).

Der Druck, der von WM auf Zulieferer ausgeübt wird, legitimiert sich durch den Glauben im Interesse der Kunden zu handeln, wenn niedrige Preise angeboten werden. Neben dieser Konsum-Kultur gibt es aber weitere Annahmen, die unter Managern verbreitet sind. So gaben WM Führungskräfte an, ihre Nähereien bevorzugt im globalen Süden zu errichten, da Frauen dort noch „natürliche“ Nähkenntnisse besitzen, die im Haushalt erlernt werden. Diese seien dann problemlos und kostensparend in die Fabriksarbeit überführbar.

Dies bedeutet neben den beschriebenen Nähereien im globalen Süden auch Lohnveredelungen in Nord- und Mittelamerika. Hier arbeiten vor allem MigrantInnen, die niedrigere Löhne beziehen und teilweise auch in den USA ohne gültige Papiere arbeiten. Auch hier meist Frauen, deren niedrige Löhne u.a. dadurch gerechtfertigt werden, dass ihre Arbeit ohnehin „nur“ als „Zuverdienst“ für die Familie gilt. Tsing führt hier Näherinnen in Honduras an, die durch diese globale Arbeitsorganisation keine Solidarität von ihren männlichen Kollegen zu erwarten haben. So gibt es zahlreiche Männer, die aufgrund ihrer Hautfarbe oder indigener Herkunft diskriminiert werden. Zugleich sind es gerade diese Männer, die Markenkleidung bevorzugen, die ihre Bekannten herstellen und über deren Arbeitsbedingungen sie Bescheid wissen.

Kurioserweise war es genau eine solche Werbestrategie, Herstellern wie Nike oder Adidas, während jahrelanger Anti-Sweatshop Kampagnen das Überleben sicherten (vgl. Tsing 2009: 160ff). Nike geriet 1996 durch Fälle von Kinderarbeit in Verruf. Eilig wurde eine CSR Abteilung geschaffen, die u.a. durch Verhaltensregeln oder unabhängiges Monitoring den Ruf wieder herstellen sollte. Auch hier griff wie bei WM der Verweis auf die Unabhängigkeit der

Subunternehmer sowie deren nationale Gesetzgebungen und kultureller Standards. Was aber wirklich ausschlaggebend war, waren die Werbekampagnen mit Afro-AmerikanerInnen. SportlerInnen, Rapper, und andere verbreiteten das Image von „schwarzen Rebellen“, deren Anliegen durch Nike transportiert wird. Diese Maßnahmen gingen auf und sogar so weit, dass diese medial vermittelte „Blackness“ und das Role Model eines Bad-Boy in Honduras und anderswo besonders von Männern begehrt wird. Der Kampf dieser Männer um Anerkennung und Wege aus der strukturellen Armut bedeutet durch ihr Konsumverhalten aber genau das Ausblenden der Kämpfe weiblicher Arbeitskräfte in Sweatshops um bessere Arbeitsbedingungen, Anerkennung ihrer Leistungen und ihren Zukunftsvisionen. Diese Visionen sind es, die für Tsing auch Näherinnen in China dazu bringen, deren Arbeitsbedingungen zu akzeptieren, als etwas, dass man in Kauf nehmen muss, um später in der Lage zu sein, eine eigene Boutique zu eröffnen. Vorstellungen und Träume (man denke hier auch an Appadurais Scapes) über Unternehmertum und Konsumption formen für Tsing die Sweatshoparbeiterinnen und ihre Sicht von dem, was Arbeit ist (vgl. Tsing 2009: 164ff). Die Ausbeutung innerhalb der Supply Chains beruht also auf zwei wesentlichen Arten. Die Erste ist die Selbstausbeutung, die meist durch Hoffnung auf ein besseres Leben genährt wird. Die zweite Art nennt Tsing Super-Exploitation, die auf Kategorien wie Geschlecht, ethnische Zugehörigkeit, Alter, Religion und ähnliche Merkmale beruhen (vgl. Tsing 2009).

4. Nachhaltigkeit

„Das Umweltproblem normativ anzugehen, bedeutet Forderungen nach einem guten Leben, das von einem etablierten System der Naturnutzung gefährdet wird, zu normativen Prämissen des Umgangs mit der Natur zu machen. Die Natur erweist sich so als ein Mittel der Definition eines guten Lebens.“ (Eder 2002: 35)

Die im vorherigen Kapitel erwähnten Umwälzungen, die seit Mitte/Ende des 20. Jahrhunderts stattfinden, prägten auch den Umweltschutzgedanken. Dieser ist durch den Begriff der Nachhaltigkeit präsenter denn je. Er wurde ebenfalls von meinen GesprächspartnerInnen verwendet und als wichtig erachtet, in dem was sie tun. Ein nachhaltiges Leben gilt als ein gutes Leben. In diesem Kapitel möchte ich einen Überblick zur Begriffsgeschichte geben und dessen Implikationen erörtern.

Nach zahlreichen UN-Arbeitsgruppen zum Thema Nord-Süd und Armutsbekämpfung rückten seit den 1980er Jahren Pläne für eine Weltnaturschutzstrategie auf die Tagesordnung, die zum ersten Mal von Sustainable Development sprachen (vgl. Grober 2010: 249ff).

Der Begriff der Nachhaltigkeit (Sustainability) wurde durch den Brundtland Bericht der UN 1987 salonfähig:

„Sustainable development meets the needs of the present without compromising the ability of future generations to meet their own needs.“¹⁰

Die Bedürfnisse, die gesichert werden sollen, beziehen sich vor allem auf die der „Ärmsten der Welt“. Die Beschränkungen, von denen die Rede ist, sind Beschränkungen, die der Umwelt durch Technologie oder soziale Organisation auferlegt werden.

Sustainability rückt die in Ost und West gespaltene Welt des Kalten Krieges wieder zusammen und ebnet den Weg für internationale Zusammenarbeit, die gemeinsamen Problemen begegnen soll. Die 90er Jahre wurden durch die zunehmende Ungehemmtheit internationalen Finanzkapitals geprägt. Das brachte die UN dazu, 1992 die erste Konferenz seit 30 Jahren abzuhalten, die sich mit Umweltschutz und Arbeitsstandards auseinandersetzte. Auf dem Rio Gipfel 1992 wurde von einem Dreieck der Nachhaltigkeit gesprochen: Ökologie, Ökonomie und soziale Gerechtigkeit (vgl. Urry 2011: 26f; Burchell 2008: 77ff; Grober 2010: 20ff). Kurioserweise ist es gerade diese Entwicklung, die den Begriff Sustainable Development entscheidend beeinflusst hat und wiederum ganze

¹⁰ http://www.nachhaltigkeit.info/artikel/brundtland_report_563.htm vom 25.10.2010

Industriebranche entstehen lässt, die sich mit dem beschäftigen, was als Nachhaltig gilt. Schmidt sieht den Begriff nur als Zusatz um *sustainable economic growth* zu beschreiben und das *business as usual* zu legitimieren (vgl. Schmidt 2005: 1ff). Peter Schweitzer sieht in der Idee des Umweltschutzes gar die Weiterführung des Wunsches, die Natur zu kontrollieren und steht damit in direktem Zusammenhang mit deren Ausbeutung, da „[...] ein zu einseitiger Raubbau der Umwelt dem Projekt die Geschäftsgrundlage entziehen würde“ (Schweitzer 2002: 327).

Der Begriff Umwelt bezieht sich auf eine europäische Begriffstradition, die zwischen einer inneren und einer äußeren Umwelt unterscheidet. Damit ist zum einen eine äußere „natürliche“ Umwelt gemeint und zum anderen das innere Selbst. Gingrich (2005) stellt für den Umgang mit der äußeren Umwelt drei allgemeine Formen auf:

- Ständige Interaktion (absichtlich/unabsichtlich), die wahrnehmbare Veränderungen nach sich zieht, wie durch Ernährung oder das Roden von Waldflächen. Diese Veränderungen stehen in direktem Zusammenhang mit der jeweils herrschenden Wirtschaftsform.
- Wahrnehmung von Umwelt ohne diese verändern zu können. Dazu zählen Sternbilder oder Jahreszeiten und Witterungsverhältnisse, die eine symbolische oder mythologische Bedeutung erlangen können, wie es uns Mondkalender oder Horoskope in diversen Zeitschriften immer wieder beweisen.
- Aus der naturwissenschaftlichen Forschung geht hervor, dass es immer Unbekanntes gibt, das erst in die Wahrnehmung des Menschen gelangen muss und bis dahin unbekannt bleibt. Der erst 1628 durch William Harvey nach heutigem Verständnis beschriebene Blutkreislauf kann hier als Beispiel dienen.

(vgl. Gingrich 2005: 48ff)

Es gibt also kein Leben, das nicht in irgendeiner Form in Interaktion mit der Natur steht. Ferner lässt sich sagen, dass diese Interaktion immer von regionalen, sowie überregionalen Einflüssen geprägt ist, wobei letztere meist von Zentren der Welt ausgehen und Einflüsse der „westlichen“ Welt sind. Zu diesen Einflüssen zählt der Naturschutzgedanke, der laut Gingrich eindeutig europäisch-amerikanischen Ursprungs ist. Außerhalb der sekularen und monotheistischen Gebiete dieser westlichen Welt, gibt es allerdings kaum ein vergleichbares Konzept von Natur, wie wir es verwenden. Als Beispiel dienen Gingrich (2005) verschiedene Wirtschaftsformen wie z.B. die der

Wildbeuter (früher Jäger und Sammler genannt). Man geht davon aus, dass die Menschheit in ihrer aktuellen Entwicklungsphase zu 90% in dieser Wirtschaftsform existiert hat, und auch wenn ihre Verbreitung abnimmt, gibt es immer noch Wildbeutergesellschaften. Diese kennzeichnen sich vor allem durch ein sehr spezialisiertes Tier- und Pflanzenwissen aus, das dazu verwendet wird, dass was benötigt wird, von der Natur zu entnehmen und keine Maximierung der Ressourcenausbeutung zu erzielen. Zwar können diese Gesellschaften auch blinde Flecken im Umgang mit der Natur besitzen und zu zerstörerischem und respektlosem Verhalten führen, dennoch halten sich diese Schäden meist in Grenzen, da sie in beschränkten Gruppengrößen leben und Maschineneinsatz kaum bis sehr begrenzt stattfindet. Verbreitet sind entsprechende religiöse Vorstellungen, wie Tiergeister (Totemismus) oder Ahnengeister (Animismus), die bestimmten Tieren oder Plätzen innewohnen, und um deren Gunst sich religiöse und spirituelle ExpertenInnen (z.B. SchamanInnen) bemühen. Daraus entsteht potenziell ein respektvoller Umgang mit den genutzten natürlichen „Ressourcen“. Ähnliches findet sich auch bei Kulturen, die einen intensiven Bodenbau betreiben, wie es z.B. seit Jahrtausenden im Orient praktiziert wird. Nicht alle nutzbaren Flächen werden auch bearbeitet. So gibt es heilige Haine (Garten Eden), meist auf Anhöhen, die sich entfernt mit dem vergleichen lassen, was wir Naturschutzgebiete nennen. Dennoch ist intensiver Bodenbau eine Wirtschaftsform, die neben solchen Herangehensweisen zur Landschaftspflege auch ein großes Potenzial zu Umweltzerstörung hat. Das klassische Beispiel ist die Abholzung des Mittelmeerraumes für die Produktion antiker Seefloten (vgl. Gingrich 2005: 48ff). Ein Aktuelles wäre 2010 die Explosion der BP Ölplattform im Golf von Mexiko.¹¹

Glisí Pálsson (1996) sieht seit der Renaissance Tendenzen, die Umweltzerstörung begünstigen. Die Herausbildung der Modernen Wissenschaften und damit eine Trennung zwischen Expertenwissen und Laien ist eine dieser Tendenzen. Vergleicht man dagegen Dokumente aus dem Mittelalter, so wurde damals der Mensch noch als integraler Bestandteil der Welt gesehen, ohne Trennung zwischen Natur und Gesellschaft (vgl. Pálsson 1996: 65ff).

11 <http://www.spiegel.de/wirtschaft/unternehmen/0,1518,726704,00.html> vom 12.12.2011

Pálsson unterscheidet drei Beziehungen die sich innerhalb der Mensch-Umwelt Interaktion herausgebildet haben:

1. **Environmental Orientalism:** Dieser baut auf einer negativen Reziprozität auf und kann mit als Ausbeuten der Natur beschrieben werden. Die Welt wird als vom Menschen losgelöste Tabula rasa gesehen, die durch den Menschen beherrscht und gestaltet wird. Staatliche Kontrolle oder Privatisierungen sind Herangehensweisen, die in dieses Interaktionsmuster fallen.
2. **Environmental Paternalism:** Hier wird eine balancierte Reziprozität angenommen. Naturschutz ist das passende Label für diese Interaktionsform. Wie im ersten Punkt, tritt auch hier der Mensch als Beherrscher der Natur auf, nur mit anderen Vorzeichen. Es gilt Verantwortung für die Natur und die Ökosysteme zu tragen. In diesem Weltbild gibt es die Trennung zwischen Menschen, die näher zur Natur stehen (Naturvölker) und jenen die weiter von ihr entfernt sind (Kultur/Zivilisation). Quotensysteme und wissenschaftliche Managementmethoden fallen unterer den Umweltpaternalismus.
3. **Communalism:** Diese Interaktionsform sieht den Menschen in seinem Lebensraum eingebettet. Wildbeuter (hunter gatherers) werden mit Communalism assoziiert. Menschen übertragen ihre Beziehungen auf andere Teile der Natur, z.B. gibt es ähnliche Beziehungen zu Tieren und Orten wie zu den eigenen Verwandten. So wird Wald von manchen Menschen mit „Eltern“ assoziiert. Im Communalism hat Wissen eine ganz andere Bedeutung, da es kein universelles Expertenwissen gibt, das losgelöst vom eigenen Lebensraum existiert. Ein Beispiel wäre das jahrelange Erlernen der Fischerei im Vergleich zu Expertenwissen von Biologen.

(vgl. Pálsson 1996: 66ff)

Die Sichtweise Mensch und Natur zu trennen ist also nur eine unter vielen Möglichkeiten Mensch-Umweltbeziehungen zu deuten. Diese Varianten haben sich besonders in säkularen Gesellschaften entwickelt (Gingrich 2005: 55). Gísli Pálsson hält diese Trennung nicht nur für verkürzt, sondern auch als unverantwortlich:

„Treating nature, non-human animals and 'other' cultures as mere museum pieces for academic and theoretical consumption, is both unrealistic and irresponsible, given the fact, that our lives and

activities are inevitably situated in larger ecological and historical contexts.“ (Pálsson 1996: 78)

Die vielfältigen Vorstellungen von Natur sind eingebettet in sozio-politische Verhältnisse und historisch-kulturelle Entwicklungen und spiegeln sich im Umgang mit der Umwelt wider. Bezogen auf Umweltschutzprojekte bedeutet dies, dass diese meist ein Export aus urbanen Zentren in die Peripherie sind. Indigene, die durchaus ein Interesse an intakten Lebensräumen haben, wurden lange Zeit nicht gleichberechtigt in diesen Projekten behandelt. Dies auch deswegen, weil die westliche Vorstellung von Umweltschutz kein Gegensatz zu industrieller Entwicklung darstellt, sondern diese ergänzt. Dies steht durchaus im Widerspruch zu manchen indigenen Ansichten, die durchaus auf Raubbau an ihren spirituellen Orten verzichten würden und andere Wege der Entwicklung einschlagen (vgl. Gingrich/Mader 2002: 17ff; 27f).

In der vorliegenden Arbeit beschäftige ich mich Aspekten der westlichen Tradition des Umweltschutzgedankens, dennoch ist es gerade aus anthropologischer Perspektive wichtig darauf hinzuweisen, dass es andere Varianten dieses Denkens gibt und durch interkulturelle Vergleiche auch die europäischen Varianten besser ersichtlich werden.

4.1 Die Unsicherheiten ökologischen Wissens

Die Naturwissenschaften in ihrer modernen Form haben mit ihren Erkenntnissen dazu beigetragen, die Natur reflexiv wahrzunehmen. Die Ökologie als Begriff und verwissenschaftlichte Umwelterfahrung ist Namensgeberin für die ökologische Bewegung und im vorliegenden Fall auch für „Öko Mode“. Der Umweltdiskurs ist selbstreflexiv und stellt dadurch auch die Gültigkeit der Wissenschaft infrage, die diesen erst hervorgebracht hat (vgl. Eder 2002: 32ff).

Ersichtlich wird dies anhand der Diskussion über den Klimawandel. Die 1980er Jahre standen im Zeichen der aufkommenden Klimaproblematik und das Wort Ozonloch war in aller Munde. Die Computertechnologie machte es zur gleichen Zeit erstmals möglich, Simulationen der Atmosphäre durchzuführen. In den 90er Jahren umfassten die Simulationen auch Kontinente und Ozeane und widmeten sich den erhöhten CO² Werten und deren Auswirkungen. Diese Modelle haben aber entscheidende Nachteile, die ähnlich gelagert sind wie die der Anthropologie, wenn es um Globalität und Lokalität geht. Urry (2011) macht hier besonders zwei Nachteile aus. Die Reduktion der Welt als Modell geht davon aus, dass es ein Ganzes gibt, das in viele Teile zerlegt und berechnet werden kann. Dadurch werden Ungewissheiten ausgeklammert, deren Ursachen in der Komplexität der Klimadynamik und Thermodynamik liegen. Ein Beispiel wären hier Prozesse¹², die aufgrund

12 Hier wären Verrottungsprozesse zu nennen, die nach dem Auftauen der Permaföden stattfinden und Unmengen an

rapid schmelzende Eisschilde der Antarktis angeregt werden und die es doch nur als Fußnote in den IPCC Report schaffen. Ein anderer Nachteil besteht darin, dass sie zwar relativ klar Veränderungen auf globaler Ebene nachweisen können, doch regionale Veränderungen sind kaum zu simulieren. Diese Ergebnisse unterliegen starken Schwankungen, während das IPCC Mittelwerte präsentiert (vgl. Weidenhausen 2010: 32ff; Urry 2011: 27ff).

Dem International Panel on Climate Change (IPCC) wirft Urry vor, dass es ihre Daten kaum in der Öffentlichkeit diskutiert. Wie im herkömmlichen Wissenschaftsbetrieb werden Befürworter wie Gegner des Klimawandels außen vor gelassen. Die Reaktionen der Marginalisierten auf die Berichte des IPCC und auf Aussagen des jeweils anderen Lagers sind deshalb eher in Weblogs und auf Websites zu finden als in entsprechenden Diskussionsrunden. Am Erstaunlichsten ist aber bei all den Zahlen und Fakten, dass die Auslöser des CO² Anstiegs, Menschen, in den Analysen nicht vorkommen. Die Klimaerwärmung wird ganz lapidar als anthropogen beschrieben, ohne auf die vielfältigen Arten und Weisen einzugehen, wie sich die Spezies Mensch verhält oder verhalten kann. Ähnliches trifft laut Schmidt auf Aktivismus zu, der sich meist in Form von Umweltschutzorganisationen gegen etwas stellt, wie z.B. gegen die High Carbon Industry, anstatt Alternativen zu kreieren, die auch menschliche Lebensweisen miteinbeziehen (vgl. Urry 2011: 28ff; 35; Schmidt 2005; 1ff; 6).

Diese Konflikte sind für Beck et. al. (2003) Ausdruck dafür, dass Wissen und Gewissheit unsicher geworden sind. Er beschreibt diese gesellschaftliche Unsicherheit mit dem Begriff der Risikogesellschaft (vgl. Beck et. al. 2003: 23). Eder argumentiert im Bezug auf die Ökologie in die gleiche Richtung:

„Ökologie ist eine Wissenschaft, die sich nicht mehr die ungebrochene Gültigkeit qua Wissenschaftlichkeit berufen kann. [...] Sie ist per definitionem eine strittige Wissenschaft. Das impliziert, dass sie selbst auch Teil normativer Auseinandersetzungen geworden ist, Ausdruck symbolischer Kämpfe, wie Bourdieu formuliert, in der modernen Gesellschaft.“ (Eder 2002: 35)

Diese Unsicherheit ist nicht nur auf die Wissenschaft beschränkt, sondern spiegelt sich auch in Eva Lackners Überlegungen wider, wie denn ein nachhaltiges Wirtschaften aussehen könnte und welche Strukturen denn passend sind. Ist es das klassische Modell, des klein Anfangens und Wachsens oder doch die Zufriedenheit mit einer Nische? Kann sie alles selbst erledigen ohne Produktionsverlagerung ins Ausland und Einzelhandelsketten, die ihre Kollektion vertreiben?

Methan freisetzen würden. Methan hat ein 25-fach höheres Treibhauspotential als Kohlenstoffdioxid.

Diese Unsicherheit zieht sich bis in Entscheidungen die eigenen Lebensverhältnisse betreffend durch. Es gibt keine Sicherheit darüber, wie das ideale Leben auszusehen hat. Auch hier ist ein Ausprobieren und Modifizieren gefragt. Aber dazu später mehr (vgl. Transkript 3: 9ff).

In zahlreichen wissenschaftlichen Diskursen und öffentlichen Diskussionsforen dominieren Ansichten, dass die Welt unaufhaltsam auf den sozialen und ökologischen Kollaps zusteuert. Alf Hornborg (2009) kritisiert an dieser Argumentation zwei wichtige Punkte. Zum einen rückt in der Argumentation die Welt in den Blickpunkt und weniger die konkreten Verursacher der Probleme. Auch die lapidare Feststellung der Klimawandel sei anthropogen, klammert konkrete Verantwortliche sowie Ursachen, die in der Produktions- und Lebensweise liegen, aus. Zum anderen werden Interessengruppen nicht genannt, die auch dann einen Gewinn machen, wenn die Welt zum Teufel gehen sollte. Dementsprechend sitzen nicht alle im gleichen Boot, sondern manche in einer Luxusyacht, bewacht von ehemaligen Fremdenlegionären, während andere zwischen Nordafrika und Lampedusa auf einer Nusschale kauern. Hornborg stellt fest, dass gerade Management- und Policy Diskurse Fragen der Macht, Ungleichheit und Konflikte meiden. Probleme werden sprachlich kaschiert um sie zu entschärfen. In den Sozialwissenschaften sieht er dagegen die Problematik, dass sich dort zu wenig mit materiellen Auswirkungen einer Globalgesellschaft beschäftigt wird (vgl. Hornborg 2009: 238).

Er spricht vor allem den Energieverbrauch an. Die populäre Formel einer „günstigen Energiequelle“ wird laut Hornborg nur von jenen Teilen der Gesellschaft propagiert, die vorgeben können, was Entwicklung bedeutet und wie Fortschritt auszusehen hat. So ist der Irak Krieg für ihn ein Ausdruck des von fossilen Brennstoffen zehrenden Kapitalismus. Importiert werden Brennstoffe wie Öl und Gas, während Kohlendioxid „exportiert“ wird. Diskussionen um das Ende der Ölreserven werden durch positive Visionen einer Ära nach dem Öl begleitet, die durch entsprechende Technologie und Ressourcenmanagement eingeleitet werden soll. Technologie ist wie Hornborg schreibt, nie einfach ein Mittel zum Zweck, sondern transportiert immer auch Vorstellungen über das, was sie bewirken soll (vgl. Hornborg 2009: 241).

4.2 Supply Chain Citizenship

Die Auseinandersetzungen um das richtige Wissen und adequate Vorgehen zur Begegnung von Umweltrisiken sowie der Frage, wer die Lasten zu tragen hat, spielen sich in immer schnellerem Maße in virtuellen, globalen Arenen ab. Die Diskurse beeinflussen ihrerseits Zertifizierungs- und Standardisierungsprozesse sowie die Meinungsbildung und Lebensentwürfe von Herstellern,

ModedesignerInnen, NGO MitarbeiterInnen und internationalen Organisationen. Die von mir befragten Designerinnen und Einzelhändlerinnen gaben an, zumindest was österreichische Informationsquellen zu Öko-Mode angeht, sich u.a. bei der Umweltberatung Wien oder der Clean Clothes Kampagne zu informieren. Letztere meldet auf ihrer Homepage einen Erfolg gegen das Label Armani.¹³ Armani hat nach Druck durch AktivistInnen und medialer Öffentlichkeit die Bearbeitung ihrer Kleidungsstücke durch Sandstrahlen eingestellt. Durch Sandstrahlen werden Muster und Alterungs/Abriebseffekte in den Jeansstoff eingeschliffen. Auf der Webseite erfährt man über die Gesundheitsrisiken für ArbeiterInnen, die durch das Verfahren der Gefahr einer Staublunge ausgesetzt werden.¹⁴ Bei Clean Clothes ist ebenfalls eine Datenbank vorhanden, die Hersteller listet, die umstrittene Verfahren weiterhin anwenden. Es gibt ebenfalls die Möglichkeit an einer Online Petition gegen Hersteller wie Dolce & Gabbana teilzunehmen und sich Kurztex te und Petitionen herunterzuladen.

Daman James Partridge (2011) beschreibt diese Auseinandersetzungen unter dem Begriff des Supply Chain Citizenship. Darunter versteht er besonders unternehmerische Praxen, wie sie von Firmen und NGOs ausgeübt werden, um ethischen Gesichtspunkten zu entsprechen. Fair Trade sowie Corporate Social Responsibility fallen unter solche Praxen.

Citizenship bezieht sich in der Regel auf die ökonomische, soziale und politische Teilhabe an Staaten. Bei der Supply Chain Citizenship übernehmen global agierende Konzerne und AktivistInnen diese Aufgaben und verhandeln die Teilhabe an den erwähnten Bereichen durch die Struktur ihrer Güterketten und Verhaltenskodizes, wie sie im Bereich des CSRs verwendet werden. Dieses Engagement wird durch den Rückzug von staatlicher Einflussnahme begünstigt. Politiker sehen ökonomisches Wachstum in Abhängigkeit von privatwirtschaftlichen Investitionsentscheidungen. Diese regulatorische Leerstelle, die zu der u.a. von Anna Tsing beschriebenen Ausbeutung einlädt, wird nun von NGOs und freiwilligen Regulations- und Monitoring-Verfahren besetzt. Gerade auf Seite der Industrienationen spielt die eigene Schuld an der ungleichen Verteilung von Wohlstand eine entscheidende Motivation. So tragen diese gut gemeinten Monitoring-Verfahren dazu bei, Wertmaßstäbe in verschiedenste Weltregionen zu exportieren (vgl. Partridge 2011: 97ff).

Diese Verbreitung von Wertmaßstäben findet ebenfalls in den eigentlichen Herkunftsländern dieser Ideen statt, wie die folgenden Beispiele zeigen sollen. Die Umweltberatung Wien bereitet

13 <http://www.cleanclothes.at/de/news/versace-gibt-dem-druck-der-sandstrahlkritikerinnen-nach/> vom 30.11.2011

14 http://www.cleanclothes.at/media/common/uploads/download/hintergrundinformationen-zum-sandstrahlen/Hintergrundinformationen%20zum%20Sandstrahlen_101129.pdf vom 30.11.2011

Informationen weniger aktivistisch auf, wie bei Clean Clothes, sondern liefert eher wissenschaftlich aufgebaute Leitfäden und Infomaterialien, die auf Studien oder Literaturzusammenfassungen basieren. Darunter befinden sich auch themenspezifische Schwerpunkte, wie die folgenden Kriterien zu ökologisch verträglicher und nachhaltiger Textilproduktion, die sich auch in der Ökologie wieder finden. Beide Organisationen liefern Informationen, die von meinen InterviewpartnerInnen verwendet werden, um sich weiter zu bilden und über nachhaltiges und ethisches Wirtschaften zu informieren. Im Folgenden sollen die wichtigsten Konzepte öko-fairer Produktion, die in den Interviews eine Rolle gespielt haben, vorgestellt werden.

4.3 Kriterien nachhaltiger Textilproduktion

Knieli et al (2006: 9f) reißen kurz die Auswirkungen der konventionellen Textilherstellung an. Seien es die beim Anbau verwendeten Pestizide oder die Fertigung verwendeten Chemikalien. Etwa ein Viertel aller weltweit verwendeten Pestizide entfallen lt. Knieli auf den Baumwollanbau, bei einer Gesamtfläche von 2,4% der weltweiten Ackerflächen.

Chemische Rückstände durch Färbeprozesse etc. sind teilweise noch nach mehrmaligem Waschen der Kleidung nachweisbar. Die Abwässer selbst beeinträchtigen besonders Fische und Vögel und somit auch das Ökosystem insgesamt. Pestizide werden über die Haut aufgenommen und können bei den Baumwollbauern und PflückerInnen zu bleibenden Schäden führen.

Der konventionell hergestellten Kleidung wird die ökologisch hergestellte Kleidung entgegen gestellt. Der Marktanteil wird in Europa allerdings nur bei etwa 5% geschätzt. Die Gründe dafür sieht Knieli in dem fehlenden Bewusstsein bei den KonsumentInnen. Denen würde es lt. den Autoren der Studie eher um Dinge wie den Preis, verwendete Materialien und der Passform gehen, als um die Umweltfreundlichkeit der Kleidung. Der Öko-Begriff ist zwar positiv besetzt, dennoch hat Öko-Kleidung den Touch eines Schlabberlooks der 80er Jahre, und bei Mode scheint Aussehen vor Kriterien der Herstellung zu gehen. Wechselnde Modetrends veranlassen Hersteller dazu nur einen Bruchteil an Bedürfnissen zu befriedigen statt entsprechende Kleidung herzustellen (vgl. Hauer 2009: 24ff; Knieli et al: 2006: 10ff). Dass der Markt für ökologisch hergestellte Textilien in wachsen begriffen ist, sieht man aber u.a. daran, dass sich immer mehr zertifizierte Produkte in Geschäften und Handelsketten wieder finden, besonders wenn es um Kinder- und Baby Kleidung geht.¹⁵ Bekleidungsketten wie H&M, C&A, Esprit oder Kaufhäuser wie Coop oder der Schweizer Migros nehmen entsprechende Kollektionen in ihr Sortiment auf oder bieten Produkte an, die Bio-Baumwolle enthalten. Bereits 1999 deuteten Autoren an, dass die Produktionsökologie einen

¹⁵ Postwurfsendung: Hofer informiert vom 21.10.2011

zunehmenden Faktor darstellen wird. So beteiligt sich z.B. das deutsche Textilunternehmen Hess Natur¹⁶ mit einem Bio-Baumwollprojekt in Burkina Faso. Geworben wird nicht nur mit der Verträglichkeit der Kleidung, sondern auch mit den zusätzlichen Einnahmen vor Ort, die wiederum lokalen Hilfsprojekten zugute kommen, an der eine Schweizer Hilfsorganisation beteiligt ist. Inkludiert ist eine Abnahmegarantie der produzierten Baumwolle, sowie die Übernahme der Zertifizierungskosten. In Österreich zählt Popolini¹⁷ zu den Pionieren der Ökomode für Kinder. Die Produktionsstätten liegen hier in Ungarn und erhalten einen Rest der nach Asien abgewanderten Textilindustrie (vgl. Hauer 2009: 26f).

Textilstandards unterscheiden sich vielerlei Hinsicht voneinander, je nachdem welche Bereiche des Herstellungsprozess unter die Lupe genommen werden. Dieser kann schon bei der Baumwollanpflanzung beginnen oder bei der Textilverarbeitung. Ein Bio-Kleidungsstück muss auch noch lange nicht nach Qualitätskriterien zertifiziert sein, die die Arbeitsbedingungen der Pflücker und Näherinnen in Betracht ziehen. Die Kriterien werden in der einschlägigen Literatur in die drei Bereiche Humanökologische- Ökologische- und Soziale Kriterien, aufgeteilt (vgl. Umweltberatung 2009: 9; Knieli et al: 2006: 10f).

1. **Humanökologische Kriterien:** Hierbei handelt es sich um Fragen nach der gesundheitlichen Belastung für den Menschen durch Rückstände in Textilien. Grenzwerte sind zum einen durch den Gesetzgeber vorgeschrieben bzw. in der EU-Chemikalienverordnung vorgeschrieben, zum ändern können sich Textilstandards dazu entscheiden, niedrigere Grenzwerte bei der Zertifizierung zu verlangen. OEKO-TEX 100 ist ein sehr bekannter nicht-staatlicher Textilstandard. Die Textilindustrie selbst gibt ebenfalls eigene Richtlinien heraus. Untersucht werden meist die verwendeten Farbstoffe, Schwermetalle und Formaldehyd. Andere Labels legen wiederum mehr Wert auf Pestizidrückstände. Die Bandbreite möglicher Schädigungen durch solche Stoffe reicht von allergischen Reaktionen bis zum Auslösen von Krankheiten wie Krebs.
2. **Ökologische Kriterien:** Darunter versteht man in erster Linie die Verwendung von umweltschonenden Anbau- und Herstellungsverfahren bei der Textilerzeugung, sowie in manchen Fällen auch die Verpackung oder die Transportwege. Hier gilt ebenfalls, dass sich das jeweilige Label auf Teile der Produktionskette beziehen kann oder den ganzen Ablauf untersucht. Baumwolle, die als biologisch zertifiziert wurde, gewährleistet, dass keine

16 <http://www.hessnatur.info/de/verantwortung/projekte/burkina-faso.html> vom 21.10.2011

17 <http://www.popolini.com/index.php?id=26> vom 21.10.2011

synthetischen und chemischen Pestizide oder Düngemittel verwendet wurden. Gentechnik wird in diesem Bereich ausgeschlossen. Bei der Weiterverarbeitung ist besonders beim Färben von Textilien mit dem Einsatz von giftigen Chemikalien zu rechnen, sofern nicht auf sogenannte Naturfarben zurückgegriffen wird. Hier sind schwermetallhaltige Stoffe anzutreffen oder Chlorverbindungen, die wiederum mit verunreinigten Abwässern in Verbindung stehen. Kriterien sind hier die u.a. vom Internationalen Verband der Naturtextilwirtschaft e. V. (IVN) festgelegten Richtlinien.

3. **Soziale Kriterien:** Diese beziehen sich in erster Linie auf die Arbeitsbedingungen der an der Herstellung beteiligten Personen. So soll sichergestellt werden, dass z.B. Kinder- und Sklavenarbeit ausgeschlossen wird. Ebenso pocht man auf die Einhaltung gesetzlich festgelegter Mindestlöhne. Arbeitssicherheit und Überstundenregelungen zählen hier ebenfalls dazu. Erhoben werden die Daten durch Mitarbeitergesprächen in den entsprechenden Firmen, sowie durch Daten aus den Personalabteilungen, sowie von Gewerkschaftern. Entsprechende Richtlinien, was denn als gute Arbeitsbedingungen zählt, werden von anerkannten Akteuren erstellt, wie der International Labour Organisation (ILO). Die ARD hat in ihrer Fernsehserie Markencheck u.a. die Textilkette H&M unter die Lupe genommen. Dort hat ein H&M Mitarbeiter berichtet, dass sie sich auch auf die ILO Standards beziehen.¹⁸

4.4 Textilgütesiegel

Siegel für die kurz angerissenen Kriterien gibt es in verschiedenen Formen. Hauer schätzt ihre Zahl weltweit auf über 50 ein. Es gibt firmeneigene Marken, die sich auf bestimmte Richtlinien beziehen. Darunter fallen staatlich vergebene Siegel und solche, die von Interessenverbänden herausgegeben werden. Das ist u.a. der Tatsache geschuldet, dass es keine einheitlichen Maßstäbe gibt, die definieren, was umweltfreundliche oder nachhaltige Kleidung ist. Viele dieser Standards beruhen auf Freiwilligkeit und sind nicht an Gesetze und deren Einklagbarkeit gebunden. Wie seriös diese Richtlinien wahrgenommen werden, hängt von deren Inhalten ab, also was denn gemessen wird, und von deren regelmäßiger Überprüfung durch unabhängige Kontrollen, die wiederum durch die Gebühren für die Zertifizierung finanziert werden (vgl. Hauer 2009: 16ff). Ich konzentriere mich im Folgenden auf die bekanntesten Gütesiegel, die auch in den geführten Interviews vorkamen.

18 http://www.daserste.de/information/allround_dyn~uid,3wfdmjwzy8v11ivu~cm.asp vom 30.01.2012

Der Ökotex 100 Standard wird vom Forschungsinstitut Hohensteiner¹⁹ vergeben. Die untersuchten Gegenstände beinhalten fertige Textilien wie Kleidung, Betten, Teppiche, aber auch Vorprodukte und Zubehör. Ein Hersteller muss min. 90% seiner Produkte zertifizieren lassen, um das Siegel nutzen zu dürfen. Unabhängige Kontrollen werden durchgeführt, die sich mit der vom Betrieb anzufertigenden Dokumentation beschäftigen, aber auch Teile der Produktion im Labor analysieren, um die Einhaltung von Grenzwerten zu gewährleisten. Bei Verstoß, wird die Nutzung des Siegels untersagt (vgl. Hauer 2009: 20ff).

Der Global Organic Textile Standard (GOTS) wird von der gleichnamigen Organisation vergeben, die Kleidungsstücke genauso wie Textilien oder die dafür verwendeten Fasern untersucht. Dazu kommen Kriterien, die die Arbeitsverhältnisse unter die Lupe nehmen. Der GOTS wurde von vier internationalen Organisationen gegründet, um einheitlichere Maßstäbe für Zertifizierungen zu schaffen. Zu den Gründern zählen die International Association Natural Textile Industry (IVN) aus Deutschland, die Soil Association (SA) aus England, die aus den Vereinigten Staaten stammende Organic Trade Association (OTA) und die japanische Japan Organic Cotton Association (JOCA). Während die Arbeitsgruppe bereits 2002 ihre Arbeit aufnahm, dauerte es bis 2005 bevor eine erste Version des GOTS vorgestellt wurde, die kontinuierlich weiterentwickelt wird. In Deutschland wurde dieses Siegel erstmals 2008 auf der Bio-Fachmesse vorgestellt (vgl. Hauer 2009: 20ff).

Hauer erhob seine Daten im Jahr 2006 auf Fachmessen und ging u.a. der Frage nach, wie verbreitet der GOTS Standard ist. Immerhin die Hälfte der 30 befragten Hersteller und Händler von Naturfasern kannte den Standard oder ist zumindest schon mal über den Namen gestolpert, während die andere Hälfte angab, nichts darüber zu wissen. Dies deckt sich in etwa mit seinen Ergebnissen zu den Zertifizierungen, die die Händler im Sortiment hatten. 53% hatten keine Zertifikate, während 30% mindestens ein Zertifikat wie z.B. GOTS oder Ökotex im Sortiment oder konnten Richtlinien vorweisen. 13% der Befragten hatten immerhin schon 2 Zertifikate im Sortiment. Ökotex 100 wurde von den meisten Anbietern vertrieben (vgl. Hauer 2009: 39; 57).

Durch die Gespräche mit meinen Interviewpartnerinnen konnte ich entnehmen, dass sich Ökotex 100 als Mindeststandard herauskristallisiert hat. Dieser beinhaltet allerdings keine sozialen Kriterien und wird auch von meinen Informantinnen als preiswertere Zwischenlösung gesehen, bis man sich das Ziel GOTS leisten kann.

Da die Zertifizierungen von mehreren Stellen vorgenommen werden, gibt es wiederum standardisierte Vorgehen, die gewährleisten sollen, dass die unabhängigen Prüfungen nach gleichen Regeln vorgehen. Hauer beschreibt hier die Analyse der am Verarbeitungsprozess beteiligten

¹⁹ www.hohenstein.de vom 20.10.2011

Chemikalien sowie die angemessene Klärung der Abwässer, um den ökologischen Kriterien gerecht zu werden. Die Sozialstandards werden mittels Interviews der Belegschaft, sowie Begutachtung der Personalakten und der konkreten Arbeitsbedingungen erhoben. Es gibt ebenfalls eine Überprüfung der verwendeten Waren durch sogenannte Materialflussrechnungen, um den tatsächlichen Verbrauch an Rohstoffen und Hilfsmitteln belegen zu können (vgl. Hauer 2009: 23). Die von Hauer erhobenen Daten zeigen aber auch, dass ca. 53% der von ihm befragten Textilhändler- und Produzenten keine Zertifikate verwenden. Die Gründe hierfür liegen u.a. darin, dass die Zertifizierungskosten sehr hoch sind und gerade für Startups und junge Unternehmen kaum erschwinglich sind. Der zweite große Punkt ist die Verunsicherung, welcher Standard sich denn durchsetzen wird bzw. welcher denn überhaupt eine vernünftige Zertifizierung liefert (vgl. Hauer 2009: 40).

4.5 Ökozertifikate und Authentizität

In den 1970er Jahren formierte sich verstärkt Kritik am Kapitalismus und der Konsumgesellschaft. In den 1980er Jahren haben sich Umweltschutzbewegungen bereits so stark positioniert, dass ihre Kampagnen beim Konsumverhalten Wirkung zeigen. So kamen u.a. Haarsprays und Kühlschränke als FCKW Produzenten in Verruf. In Großbritannien zeigte sich ein rasch wachsendes umweltbewusstes Konsumverhalten. Zwischen 1988 und 1990 stieg die Anzahl der KonsumentInnen, die einem umweltfreundlichen Produkt den Vorzug geben würden von 19% auf 50%. Der Handel gab die veränderte Situation an die Produzenten weiter, die wiederum anfangen die Herstellungsverfahren ihrer Zulieferer unter die Lupe zu nehmen und Standards für die Rückverfolgung der Produkte und Inhaltsstoffe zu entwickeln. In den 1990er Jahren gab es besonders im englischsprachigen Raum zwei weitere Entwicklungen, die den Umweltdiskurs prägten. Zum einen gab es verstärkt Konsumstudien, die das neue Konsumentenverhalten erfassen sollten, um die Marketingstrategien daran anzupassen. Auf der anderen Seite wurde Öko-Management zum Thema und fand Einzug in die Management-Literatur. Dies schlug sich in drei Strategien, die verfolgt wurden nieder:

1. Sponsoring von Umweltschutzorganisationen.
2. Austausch, der als schädlich geltenden Stoffe/Herstellungsverfahren, gegen weniger schädliche.
3. Einführung von Rücknahme- und Entsorgungsmöglichkeiten für Altgeräte.

Boltanski und Chiapello stellen aber fest, dass diese neuen Marketingstrategien eher zu einer vorsichtigeren Meinungsbildung bei den KonsumentInnen geführt hat. Anzeigen wie „Hergestellt aus recyceltem Papier“ oder aus „artgerechter Haltung“ waren für die KundInnen nicht glaubhaft. Die Firmen sahen sich gezwungen auf externe Organisationen zurückzugreifen, um sozusagen von unabhängigen Sachverständigen/Forschungsinstitute ihr Engagement für die Umwelt bestätigen zu lassen. Dabei lag der Auslöser für dieses Misstrauen nicht so sehr in den leeren Worthülsen der Werbestrategen, sondern darin, dass die Sprache der Ökologie selbst zu einem Produkt geworden ist, das konsumiert werden kann. Das veränderte auch die Vorstellung von dem, was authentisch und inauthentisch ist. Die bisherige Vorstellung von Authentizität lag in der Dichotomie zwischen etwas natürlichem oder von Hand hergestelltem gegenüber der industriellen Massenproduktion. Dies veränderte sich dahingehend, dass als authentisch nun ein Original genannt wurde, dem inauthentische Kopien gegenüber standen. Die Authentizität des Objekts rückte dabei in den Hintergrund. Viel wichtiger wurde die Idee hinter dem Objekt. Ein Original wurde als etwas gesehen, das um der Selbst willen erzeugt wurde und etwas schöpferisches ist, während Kopien abgewertet wurden. Kopien werden als Weg gesehen, Geld zu scheffeln, besitzen aber keinen ideellen Wert. Inauthentisch wird sozusagen mit einem Hintergedanken in Verbindung gebracht (vgl. Boltanski/Chiapello 2005: 449ff). Bei Zertifizierungsprozessen geht es also auch um Authentizität und die kann zu einer starken Kraft in allen Bereichen des Lebens werden, wie Charles Lindholm festhält:

„A desire for Authenticity can lead people to extremes of self-sacrifice and risk; the loss of authenticity can be a source of grief and despair. Authenticity gathers people together that are felt to be real, essential, and vital, providing participants with meaning, unity and a surpassing sense of belonging. [...] The hope for an authentic experience draws us to charismatic leaders, expressive artists, and social movements; it makes us into trendy consumers, creative performers, and fanatical collectors. Authenticity, in its multiple variations, exalted and ordinary, is taken for granted as an absolute value in contemporary life.“ (Lindholm 2008: 1)

Marshall Berman hält ironisch fest, dass Authentizität immer ein Problem darstellt, außer man lebt: *„In a closed, static society governed by fixed norms and traditions which are accepted by all its members, authenticity has no place in the vocabulary of human ideals.“* (Berman 2009: xxvii)

Statische Gesellschaften hat es allerdings nie gegeben. Diese wurden, wie zu Anfangs dieser Arbeit

erwähnt, von AnthropologInnen konstruiert. Ausführliches dazu findet sich u.a. in den Werken von Nina Glick-Schiller (vgl. Glick-Schiller/Wimmer 2003).

Die Suche nach Authentizität nimmt mitunter widersprüchliche Formen an. So geht es einmal um ursprüngliche unveränderte Produkte, während gleichzeitig eine Wertigkeit mit diesen Labels verbunden ist. Diese Wertigkeit dient wiederum dazu sich selbst von anderen zu unterscheiden:

„Authenticity [...] is generated not from the bounded classification of an other, but from the probing comparison between self and other, as well as between external and internal states of being.“

(Regina Bendinx, zitiert nach Fillitz/Saris 2012: o.a.)

Die heutige Suche nach Authentizität kann mehrere Dimensionen annehmen und ist nicht auf eine einzelne Variante wie z.B. der Spiritualität beschränkt. Die Bandbreite reicht vom Wunsch „naturverbunden“ zu leben bis hin zum bewahren der „natürlichen“ Schönheit durch Wellness. Fillitz und Saris (2012) stellen sich deshalb die Frage:

„How can a commodity be authentic, when it is integrated within the global capitalist market system with augmenting neo-liberal, so called self-regulating price mechanisms?“ (Fillitz/Saris 2012: o.a.)

Es ist also weniger die Frage, was denn original oder authentisch ist, sondern vielmehr, welche transnationalen Beziehungsnetzwerke diese Authentizität herstellen. Es lassen sich drei Strategien dieses Prozesses feststellen:

1. **Domestication:** dazu zählen u.a. Souvenirs, die in das eigene Heim integriert werden und als „Original von da“ verstanden werden.
2. **Singularisation:** Massenwaren werden durch Spezialisten zu besonderen Einzelstücken. Flohmärkte sind sehr gute Beispiele für diesen Prozess.
3. **Certification:** Labeling und Audit-Prozessen beschäftigen sich mit der Herstellung der Ware. Authentische Materialien werden genauso gepriesen wie „Made in Austria“ oder „Fair Trade“.

Gerade die letzten beiden Strategien finden sich in meinem Beispiel der öko-fairen Kleidung wieder. Singularisation im Sinne von ein Stück von Designerin X zu besitzen und seinen Bekannten zu erklären, dass man so etwas nicht oft findet, obwohl wie wir später noch hören werden eine Serienproduktion wichtig ist. Certification spielt bei den Gütesiegeln eine Rolle und gibt Auskunft darüber welche Standards denn nun gelten und als wie „fair“ oder „ökologisch“ das Kleidungsstück einzuschätzen ist (vgl. Fillitz/Saris 2012: o.a.).

Heute ist das Internet die treibende Kraft hinter dem globalen Warenverkehr. Die Werbung suggeriert, dass alles käuflich und leistbar ist. Dank Tracker-Cookies verfolgt uns die Werbebotschaft sogar über mehrere Webseiten hinweg und glaubt sogar zu wissen, welches Produkt ich mir denn jetzt gerade wünsche. Selbst Kleidungsstücke²⁰ sind über Produktcodes genauso erfassbar wie das DHL Paket auf das man gespannt wartet. Die meisten Menschen können sich diese Konsumfantasien allerdings nicht erfüllen oder nur in einem eingeschränkten Maße. Mein Haus, mein Auto, meine Yacht.²¹ Objekte oder besser deren Aneignung und Inkorporierung werden zu dem, was ich bin, meinem Selbst. Ist diese Wahlmöglichkeit eingeschränkt, wird versucht eine imaginäre Identität anzunehmen, wovon die zahlreichen MMOs²² oder der Fankult um TV-Shows zeugen. Diese Entwicklung setze bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein, als die ersten großen Kaufhäuser ihre Pforten öffneten. Waren, die bisher einer elitären Oberschicht vorbehalten waren, wurden einer breiteren Bevölkerung zugänglich gemacht (vgl. Lindholm 2008: 52ff; Graeber 2011: 500). Aus eben jener elitären und puritanischen Sichtweise entstanden Kritiken, die auch heute noch zu hören sind. In erster Linie sind das Kritiken, die eine Masse von passiven Rezipienten annehmen, die den Werbemachern willenlos ausgesetzt sind und konsumieren, was man ihnen vorsetzt. Genau das Gegenteil ist der Fall. Es findet eine aktive Aneignung und Veränderung statt, Konsum ist also auch eine Möglichkeit des Selbstexpressionismus. Man denke hier an das Beispiel der Nike Konsumenten aus dem vorigen Kapitel. David Graeber sieht in der abwertenden Argumentation eines „schnöden Konsumierens“ geradezu eine Gefahr:

„In denouncing consumption, we are denouncing what gives meaning to the lives of the very people we claim we wish to liberate.“ (Graeber 2011: 490ff)

20 Track and Trace ist eines dieser Systeme zur Rückverfolgung von Kleidung: <http://www.made-by.org/content/tracktrace> vom 18.01.2012

21 http://www.youtube.com/watch?v=U0MU-2_MuUE vom 18.12.2011

22 Massively Multiplayer Online Game

Gleichzeitig stellt Graeber fest, dass diese Kontroversen darauf aufbauen, dass Konsum nicht wirklich definiert wird bzw. eine so breite Definition verwendet wird, dass man alles darunter verstehen kann:

„any activity that involves the purchase, use or enjoyment of any manufactured or agricultural product for any purpose other than the production or exchange of new commodities.“ (Graeber 2011: 491)

Partridge sieht in Konsumgütern aus dem Bereich Fair-Trade und ähnlicher Initiativen eine direkte Verbindung mit Vorstellungen darüber, was ein „gutes“ und „fares“ Leben ausmacht. Dazu zählt z.B. dass manche Fair-Trade Initiativen verlangen, dass die Mehreinkünfte nicht nur für bessere Löhne verwendet werden, sondern auch „lokale gemeinschaftsbildende“ Projekte initiiert werden. Dies stellt sich in Neu-Delhi allerdings problematisch dar, denn wie zu Beginn der Arbeit diskutiert wurde, ist das Lokale etwas, das erst hergestellt wird. Baumwollspinnereien in Neu-Delhi beschäftigen zu einem guten Teil saisonale Wanderarbeiter, die wiederum Familien in anderen Landesteilen mit ihren Einkünften unterstützen. Welche Lokalität soll also unterstützt werden? Bei Partridges GesprächspartnerInnen in der westafrikanischer Baumwollproduktion bleibt das Lokale ebenfalls sehr schwammig. Bestenfalls wird Lokal als ein afrikanisches Gegenstück zu China verstanden. Auf dem afrikanischen Kontinent sind viele Betriebe in chinesischer Hand, um die bereits beschriebenen Quotenregeln für Kleidung durch in Westafrika hergestellte Produkte zu umgehen. „True economic well-being“ spielt auch im Bereich der Bio-Baumwolle eine Rolle (vgl. Partridge 2011: 100ff). Selbst unter ethischen Gesichtspunkten hergestellte Baumwolle und Textilien ändern kaum etwas an den grundlegenden Unterschieden, die durch Supply Chain Capitalism hergestellt werden:

„[...] the dynamics of the supply chain require that factory owners be paid less than executive managers and that cotton-farm workers be paid less than factory workers. Even with ethnical sourcing in the supply chain, profit is contingent on there being major differentials between the price of goods sold and what mainline producers get paid. People who work in factories are often relatively poor.“ (Partridge 2011: 101)

In Partridges Sichtweise ist die ganze Debatte um Fair-Trade und ethisches Konsumieren ein ständiges „work in progress“, das vor allem durch Berühmtheiten wie SchauspielerInnen und

SportlerInnen sowie zahlreiche Charity Events vorangetrieben wird. Auch hier sind Parallelen zum früher erwähnten Wall-Mart Beispiel zu finden. KonsumentInnen erwerben das „feel-good“ Image einer Marke und stärken dieses durch ihre Kaufhandlung. Ethik und Umweltschutz werden konsumierbar. Unternehmen übernehmen auf freiwilliger Basis Aufgaben des Staates mit dem Unterschied, dass Staatsbürger im besten Fall demokratisch an Entscheidungen teilhaben können, die sich dem Schutz ihrer Rechte und der Umwelt widmen. In Falle des Supply Chain Citizenship ist dies eine freiwillige und marktförmige Angelegenheit (vgl. Partridge 2011: 102f).

Partridge unterlegt dies mit einem Beispiel über Bio T-Shirts, die für eine Band hergestellt wurden. Diese Shirts sollten bei einem Konzert Einnahmen zugunsten des Gewässerschutzes eines Sees generieren. Nachdem die Fabrik die bestellte Menge aufgrund der maximalen Tagesproduktion von 1000 Shirts nicht rechtzeitig liefern konnte, fuhr der Auftraggeber (Ben & Jerry's Icecream) eben zu jener Fabrik, um die Näherinnen für seine Sache zu gewinnen. Er half sogar beim Zusammenfalten der Shirts. Im Endeffekt steigerte sich der Output auf 1225 Shirts und die Bestellung wurde einen Tag früher als geplant fertig. Motiviert wurde diese Mehrleistung nicht durch den Gedanken an die physische Ausbeutung, die es erforderte, auch die Pausen durchzuarbeiten, sondern die Vision einen See zu retten. So grotesk es klingen mag, die Geschichte endete damit, dass der Besitzer der Fabrik durch diese Erfahrung darin bestärkt wurde, die Stückzahlen der Produktion zu erhöhen, um seinen Profit zu vergrößern. Nach einem halben Jahr ging die Firma in Konkurs. Partridge sieht in diesem Beispiel das Problem darin, dass die Näherinnen aufgrund des Hilfsgedankens ein Geschenk in Form ihrer Arbeitskraft gaben, das nicht als solches wahrgenommen wurde. Vielmehr blieb es eine anonyme Mehrleistung in den Kalkulationen des Besitzers. Diese Szenen spielten sich in Tennessee, USA, ab. Weitaus spürbarer waren die Differenzen zwischen NGO-Mitarbeiter und NäherInnen in Südamerika. Alleine schon durch die räumliche Trennung, in Form bewachter Unterkünfte aufgrund von Diebstählen sowie unterschiedliche Lebensverläufe bei Krankheit. Zwar gibt es auf dem NGO-Gelände eine Krankenstation, diese muss aber mit einem bestimmten Budget auskommen. Eine Krebstherapie ist für viele der ArbeiterInnen nicht leistbar und vom NGO-Budget nicht zahlbar, während die NGO-Mitarbeiter problemlos über die Versorgung in den USA und Medikamentenlieferungen nach Südamerika kaum Einschnitte in Kauf nehmen müssen. Global organisierte Ungleichheiten werden alleine durch ethisch handelnde NGOs nicht aus dem Weg geräumt. Es wird ebenfalls deutlich, dass Konsumieren für die Näherinnen in Tennessee etwas anderes bedeutet als jene Wanderarbeiter Neu-Delhis oder Näherinnen aus Honduras, und dass diese Konsumtion sich von dem Kundenkreis unterscheidet, der es sich aufgrund seines Gehaltes leisten kann, jene Fair-Trade Produkte zu beziehen, die die Näherinnen herstellen (vgl. Partridge 2011: 103ff).

4.6 „Fairness“ und Fair Trade

Doch zurück zu den Kriterien der öko-fairen Bekleidung, die eben mit jener gerade beschriebenen Unsicherheit konfrontiert sind. Die Homepage von Fair Trade Deutschland beschreibt die Ziele des fairen Handels wie folgt:

„Fairtrade ist eine Strategie zur Armutsbekämpfung. Durch gerechtere Handelsbeziehungen soll die Situation der benachteiligten Produzentenfamilien in Afrika, Asien und Südamerika verbessert, die Binnenwirtschaft gestärkt und langfristig ungerechte Weltwirtschaftsstrukturen abgebaut werden.“²³

Die Armutsbekämpfung soll u.a. durch Prämien erreicht werden, die das Familieneinkommen erhöhen und die Arbeitsbedingungen verbessern. Der Agrarsektor wird hervorgehoben, der durch ein stabiles Einkommen gefördert wird. Dadurch erhalten Kleinbauern den Zugang zu Märkten in reicheren Ländern und die Möglichkeit, langfristige, direkte Handelsbeziehungen aufzubauen. Dadurch will man gegen den Druck des Weltmarktes, schwankende Preise und den ausbeuterischen lokalen Zwischenhandel vorgehen. Ebenfalls will man verhindern, dass Menschen gezwungen sind, in den Bereichen Drogenanbau, Prostitution, Kinderarbeit tätig zu sein oder sich gezwungen sehen, in die Slums der Großstädte zu emigrieren.

Lokale Gemeinschaftsprojekte werden durch ein Prämiensystem gefördert. Die Gelder hierfür entstehen durch Verkäufe. Anteilig wird davon ein Betrag auf ein Prämienkonto überwiesen und Kleinbauern/Arbeiterinnen entscheiden vor Ort über die Verwendung dieses Betrages.

Des Weiteren nimmt die Webseite die Konsumenten in die Pflicht und weist darauf hin, welche Folgen ihr Kaufverhalten haben kann:

„Dies können zum Beispiel der Bau von Trinkwasserbrunnen und Schulen, Umstellung auf biologischen Anbau oder subventionierte Arztbesuche sein. Fairtrade stärkt die beteiligten Menschen im Süden, bietet bessere und mehr Möglichkeiten für Frauen und Männer. Rund 1,2 Millionen Menschen in Lateinamerika, Afrika und Asien sind in das Fairtrade-System eingebunden. Mit den Familienangehörigen profitieren über 6 Millionen Menschen direkt vom Fairen Handel mit Fairtrade-Siegel.“²⁴

23 <http://www.fairtrade-deutschland.de/ueber-fairtrade.html?fairman=0ff7b2f2345a452b1e8e14180a462beb> vom 1.10.2011

24 http://www.fairtrade-deutschland.de/ueber-fairtrade/was-ist-fairtrade.html?tx_jppageteaser_pi1%5BbackId%5D=42&mcnts=12f0ee49ba98c1b07565392585cd55c3 vom 1.10.2011

Die südamerikanischen Entwicklungsexperten Alfonso Cotera Fretel und Humberto Ortiz Roca beschreiben Fair Trade als:

„a process of exchange linking production, distribution and consumption with the aim of promoting solidarity and sustainable development. It seeks above all to benefit excluded or impoverished producers, by improving economic, social, political, cultural, environmental and ethical conditions at all levels of the process. These improvements include fair prices for producers, education for consumers and human development for one and all, with full respect for human rights and the environment. Fair trade can be understood as the fundamental meeting point between responsible producers and ethical consumers.“ (Fretel/Roca 2010: 10)

Fairtrade zielt also darauf ab, diejenigen am Geschehen des Weltmarktes zu beteiligen, die bisher davon ausgeschlossen wurden. Fair meint also mit Nichten eine wie auch immer gerechte Entlohnung, sondern eine bessere als bisher oder überhaupt eine.

Die Designerin Birgit Rampula hat in unserem Gespräch einen interessanten Punkt im Bezug auf Fairness erwähnt. Fair im Sinne von gerecht, fängt bei einem selbst an. Das bedeutet für sie die eigene Arbeit entsprechend honoriert zu bekommen. Dies ist mit ein Grund für ihre Entscheidung, keine öko-zertifizierten Stoffe zu verwenden. Was dies genau heißt, habe ich bei den Näharbeiten an einem Mantel sehen können, die ich später näher beschreiben werde. Die Entwicklung und Herstellung dieses Mantels war für die Designerin Eva Lackner sehr zeitaufwendig. Im Endeffekt sagt sie während den letzten Nadelstichen, muss sie es als Werbeausgaben sehen, sonst wäre es verlorene Zeit. Schließlich kann sie schlecht im Nachhinein einen höheren Preis als vereinbart verlangen, auch wenn Komplikationen eintreten. Dazu zählen in diesem Fall Fehler im verwendeten Stoff, durch die sie einige Arbeitsschritte neu durchführen musste, sowie die fehlerhaften Stoffstücke zur Reklamation zurückschicken (vgl. Transkript 1).

Die KundInnen im Einzelhandel sehen diese Arbeit nicht und sind zum Großteil nicht daran interessiert. Die Effektivität des Bildungsgedankens bei KonsumentInnen hält sich also in Grenzen. Kathrin Haumer von der Boutique Greenground meint, dass schon nach den Produktionsbedingungen gefragt wird. Doch wenn sie zu sehr ins Detail geht, überfordert das die Kundschaft auch. Ähnlich hält es Laura Ebenberg. Als ich ihr Geschäft in der Neubaugasse besuchte, verkaufte sie mehrere Schmuckstücke an eine Dame. Sie erzählte der Kundschaft kurz,

woher diese stammen und welche Ziele hinter der Marke stehen. Die Frau nahm dies zur Kenntnis, schien sich aber nicht in ein tiefer gehendes Gespräch verwickeln zu lassen. So blieb Laura nur, eine Packungsbeilage mit in die Tüte zu stecken, auf der die Informationen vorhanden sind. Meist bestehen diese Infozettel selbst nur aus Kurzbeschreibungen, die wiederum auf die entsprechenden Webseiten verweisen. Im weiteren Verlauf unseres Gespräches berichtet Laura, dass es unglaublich ist, was manche Leute an Geld hier lassen. Das ist zwar finanziell gut für ihr Geschäft, doch empfindet sie diesen Kaufrausch als nicht richtig. Ihr kommt es vor, als ob manche KundInnen versuchen eine Schuld abzubezahlen, die auf ihnen lastet. Laura sieht mehr Wert darin, wenn sich jemand mit der Thematik der Textilherstellung auseinandersetzt und aufgrund der eigenen Überzeugung auf die teuren Kleidungsstücke spart, anstatt in einen Kaufrausch zu verfallen. Partridge (2011) hält zu dem beschriebenen Konsumverhalten fest, dass KonsumentInnen sich nicht zwangsweise für globale Gerechtigkeit oder Gleichheit einsetzen. Vielmehr besteht der Wunsch, weniger Schuld durch z.B. Fair-Trade Produkte zu konsumieren (vgl. Partridge 2011: 98f).

5. Nachhaltiges Wirtschaften

Werte und Modelle ethischen Wirtschaftens, wie gerade beschrieben, werden durch Experten und Informationssysteme geschaffen und verbreitet. Dazu kommen zahlreiche Menschen, die ihre Version einer intakten Umwelt und einer erstrebenswerten Lebensführung aus den globalen Bilderströmen zusammensetzen. Dieses Kapitel soll zumindest einen kleinen Einblick in diese Wissensproduktion geben.

Neben Internetquellen wie Clean Clothes Austria oder der Umweltberatung Wien sind Messen ein weiterer wichtiger Austauschort, was neue Herstellungsverfahren oder Kampagnen gegen Missstände in der Bekleidungsindustrie angeht. Leider war es mir nicht möglich, entsprechende Untersuchungen bei einer Messe durchzuführen. Stattdessen konnte ich Einblicke in ein Beratungsunternehmen bekommen. Das Plenum.at – ganzheitliche nachhaltige Entwicklung, in Wien.²⁵ Neben der Beratung von Firmen ist das Plenum auch in anderer Hinsicht ein Multiplikator für Wissen. So gibt Lehrgänge, die Wissen im Bereich Corporate Social Responsibility vermitteln oder Vorträge, Gesprächsrunden und Publikationstätigkeiten, wie sie u.a. von Alfred Strigl, einem der Gründer des Plenums, ausgeführt werden. Der Umweltpreis der Stadt Wien ist ein Wettbewerb, an dem Projekte des Plenums teilnehmen. Diese Projekte werden u.a. im „Lerngang“ Pioneers of Change generiert, in den ich kleine Einblicke erhalten habe.

5.1 Pioneers of Change

Die Pioneers of Change sind eine Gruppe von Weltveränderern. Der gleichnamige Lehrgang bei der Plenum Beratungsgesellschaft wurde entwickelt, um Social Entrepreneurs bei der Umsetzung ihrer Ideen zu unterstützen. Der Pioneers of Change Lehrgang fand zum ersten Mal 2010 statt. Sylvia Brenzl²⁶ ist eine der LehrgangsführerInnen. Laut ihren Aussagen nehmen eher Menschen aus Akademikerfamilien an diesem Lehrgang teil (vgl. Audio 1). Es handelt sich um meist jüngere Leute, die am Ende des Studiums sind oder bereits erste Arbeitserfahrungen haben und etwas anderes machen wollen. Dies gilt auch für die älteren Semester, die teilnehmen und wie Brenzl meint, in ihren Arbeitsverhältnissen „leiden“ und sich nach einer sinnvolleren Tätigkeit sehnen. Die TeilnehmerInnen kommen hauptsächlich durch Empfehlungen zu den Pioneers und/oder wurden über Mailinglisten angesprochen.

Die Idee kleinere Projekte zu fördern und in die Zivilgesellschaft hinauszutragen entstand auch als

25 www.plenum.at vom 01.12.2011

26 Sämtliche Aussagen von Sylvia Brenzl beziehen sich auf die Quelle „Audio 1“.

Gegenpol zu den Tätigkeiten des Plenums, die bis dato eher größere Firmen beraten haben. Die Ideen rund um das Changemakertum kommen wiederum von den beteiligten Personen und den Weiterbildungen, an denen sie teilnehmen. Der Lehrgangleiter Martin Kirchner brachte seine Erfahrungen von der UK School of Entrepreneurship oder aus Programmen wie „Architects of the Future“, von Gundula Schatz, mit ein. Diese beschreibt auf ihrer Webseite²⁷ die Ziele ihres Programms wie folgt:

- *Verbindung von sozialem Engagement, wirtschaftlicher Betätigung und spirituellem Streben*
- *Bildung einer weltweiten Plattform von Menschen in der Wirtschaft, die nach einem tieferen Sinn in ihrem Leben und Wirken streben*
- *Beitrag zu leisten zu einer Gesellschaft, die auf der Freude am gegenseitigen Geben und Nehmen fußt und Dienen als neues Wirtschaftsparadigma erkennt*

Martin Kirchner nahm selbst an einem CSR Lehrgang beim Plenum teil und hat dann später die Pioneers of Change als Projekt beim Plenum eingereicht. Die zahlreichen Elemente, aus denen sich ein Lehrgangskonzept zusammensetzt und die von unterschiedlichen TrainerInnen vorgetragen werden, sind selbst am besten mit Appadurais Landschaften und Flows zu fassen. Das Ziel der Pioneers ist es laut Sylvia Brenzl besonders junge Menschen zu unterstützen, ihre Ideen des gesellschaftlichen Wandels umzusetzen. Sylvia war von den Ideen des Lehrgangs beeindruckt, da sie sich selbst darin wiederfand. Laut ihren Aussagen sind es vor allem die Elemente gewesen, die in ihrem Studium gefehlt haben, wie das Entwickeln einer Vision und das Spüren der eigenen Qualitäten. Auch die Schule vermittelt ihren Aussagen nach zu wenig um selbstbewusst einen Weg gehen zu können. Das trifft besonders Menschen zwischen 20 und 27. Das ist eine Phase, in der Sylvia ein starkes Suchen nach möglichen Berufen und dem Platz in der Welt wahrnimmt. Wenn dann noch ein Umfeld und ein Elternhaus dazu kommen, die die Ideen der jungen Leute nicht unterstützen können, dann sind die Perspektiven dieser Menschen sehr verengt. Der Pioneers Lehrgang kostet 1800 Euro Teilnahmegebühr, de facto belaufen sich die Bildungsausgaben pro TeilnehmerIn allerdings auf 5000 Euro, die u.a. durch eine Schweizer Stiftung finanziert werden. Sylvia sieht schon, dass die Lehrgangskosten eine Hürde darstellen, die für einige Leute unüberwindbar sind.

Momentan verhandelt das Plenum mit dem AMS, um genau da anzusetzen und im Rahmen von

²⁷ <http://gundulaschatz.com/initiativen/architects-of-the-future/> vom 04.12.2011

Arbeitsmarktinitiativen oder des Unternehmensgründer Programms (UGP) entsprechende Seminare unterzubringen. Es wird auch zunehmend ein Austausch mit anderen Programmen in Deutschland, Griechenland und Dänemark geben, welcher durch das EU Grundtvig Programm²⁸ (Allgemeine Erwachsenenbildung) gefördert wird. Ein Austausch mit Schulen ist angedacht, aber momentan noch nicht in dem nötigen Ausmaß realisierbar.

Social Entrepreneurs, Change Maker, Pioneers of Change, all diese Begriffe sind für Sylvia Brenzl miteinander verwandt, da sie auf einen gesellschaftlichen Wandel abzielen und die Namen meist auf internationale Netzwerke hinweisen, die miteinander in Kontakt stehen. Eine Norm der Begriffsverwendung gibt es da aber nicht, dennoch geht's um Menschen, die etwas im Sinne der Gesellschaft und der Zukunft bewegen wollen. Einen social Impact erzielen und diesen auch nachweisen können. Das ist etwas, an dem Sylvia Brenzl gerade arbeitet. Eine Möglichkeit, einen social Impact zu erfassen und die Entwicklung von entsprechenden Projekten zu evaluieren. Dies ist laut Sylvia gar nicht so einfach, da es nicht nur um reine Zahlen geht, sondern auch Entwicklungsstadien mitgedacht werden müssen sowie die Rolle mancher Projekte als Prototypen. Das Plenum bekommt regelmäßig Anfragen von JournalistInnen, die ebenfalls auf diese Fragen eine Antwort suchen. Wandel, wohin geht es? Wie kann ein Impact aussehen, der nicht rein durch Zahlen beschrieben wird?

Dadurch, dass der Lehrgang 2011 erst zum zweiten Mal stattgefunden hat, ist man beim Plenum zusätzlich noch mit der Selbstevaluation beschäftigt. Ein Knackpunkt der sich herauskristallisiert hat, ist, dass es eine lange Begleitung der TeilnehmerInnen braucht. Momentan liegt diese bei etwa einem Jahr, in dem es gemeinsame Treffen sowie die Möglichkeit von individuellen Coachings besteht. Bei den Pioneers of Change wird nicht nur Projektmanagement unterrichtet, sondern auch die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit als wichtig erachtet. Man hat die Erfahrung gemacht, dass die Projekte nach knapp einem Jahr überhaupt erst soweit sind, dass man sie in der Öffentlichkeit präsentieren kann. Entsprechend wurde entschieden, dass der 2010er Lehrgang zumindest punktuell weiter betreut wird, um die Projekte nicht einfach sich selbst zu überlassen. Die To-do-Liste ist lange und reicht vom Feinschliff am Businessplan über das Netzwerken und Eingehen strategischer Kooperationen bis hin zu Konflikten, die im persönlichen Umfeld vorhanden sind. Gerade das Einarbeiten in wirtschaftliches Vokabular, das einen Businessplan oder Projektantrag erfordert, ist auch für viele der aus Akademikerfamilien stammenden TeilnehmerInnen eine Hürde.

28 http://www.lebenslanges-lernen.eu/grundtvig_5.html vom 04.12.2011

Sylvia beschreibt die Erfahrungen, die die TeilnehmerInnen machen als „Lernen im Tun“. Es gibt keine reinen Vorträge, sondern die vermittelten Handwerkszeuge, wie der Businessplan oder das Projektmanagement, sind immer mit den jeweiligen Ideen verbunden und dienen deren Ausarbeitung. Dazu zählt auch das Lernen am eigenen Scheitern, das als wichtige Informationsquelle gesehen wird. Sylvia nennt solche Versuche auch „fröhlich-naives“ Experimentieren, da ein Scheitern eben nicht mit Versagen gleichgesetzt wird, sondern als Lernerfahrung. Vortragende und Role Models werden eingeladen, die genau diese Punkte thematisieren sollen. Johannes Gutmann, der die Kräuterhandels GmbH Sonnentor gegründet hat, wird eingeladen, um genau über diese schwierigen Phasen zu sprechen. Hier ist der Umgang mit schwierigen Lebenslagen von Menschen wie Johannes Gutmann interessant. Diese sollen explizit nicht über ihre Marketingstrategien referieren, sondern über den Umgang mit schwierigen Lebenslagen.

Dies findet Sylvia Brenzl selbst immer wieder faszinierend an ihrer Tätigkeit. Sich mit verschiedenen Menschen und Lösungsmöglichkeiten für Probleme der Welt auseinandersetzen zu können. Sie sieht sich eher als Mit-Lernende und Mit-Imaginerende, denn die allumfassende Lösung für Probleme der Welt oder die Antwort, was auf das herrschende Finanzsystem folgt, hat sie momentan noch nicht.

Die Ideen der TeilnehmerInnen beschreibt sie zu Beginn des Lehrgangs als sehr „luftig“. Für Brenzl geht es darum, die Visionen nicht im Voraus zu unterdrücken, aber auch die Erfahrung und Expertise der Plenums MitarbeiterInnen einfließen zu lassen, um zu verhindern, dass man zu sehr Luftschlössern nachjagt. Daraus hat sich auch die Überlegung ergeben, als Teilnahme Kriterium aufzustellen, dass ein Tag in der Woche am eigenen Projekt gearbeitet werden muss, um eben eine Kontinuität in der Auseinandersetzung mit den eigenen Vorhaben zu gewährleisten.

Die Finanzierung der Projekte ist für Sylvia ein wieder anderes Thema. Sylvia ist zum einen mit vielen für sie interessanten und kreativen Projekten umgeben, sieht dann aber auch die existentiellen Grenzen. Diese Einschränkungen reichen von der reinen Projektfinanzierung bis hin zur Sicherstellung des Einkommens mancher Weltverbesserer. Bei den Pioneers of Change kommt man bei aller visionären Kraft auch nicht am freien Markt vorbei, an dem sich viele der Initiativen realisieren müssen, sofern sie nicht auf Spenden oder Fördergeldern aufbauen. Sylvia Brenzl setzt hier besonders auf bereits bestehende Firmen, die sich mit den Idealen und Zielen der Pioneers verbunden fühlen und als Unterstützer für Startups fungieren können sowie auf diverse Förderschienen. Aus ihrer Erfahrung heraus sagt sie, dass Geld eigentlich das geringste Problem ist, denn davon gibt es genug auf der Welt. Die Leute müssen eher bereit sein danach zu fragen und es

anzunehmen, denn sonst gehen die ganzen Finanzströme an althergebrachte „Schaufler“ und „Anhänger“ wie Banken und Manager. Entsprechend sieht sie eher Veränderungsbedarf im Denken der „Gutmenschszene“. Diese müsse einfach lernen, dass etwas, dass der Gesellschaft zugute kommt, auch was kosten darf. *„Es bringt uns und die Welt nicht weiter, denn das Kapital und die Ressourcen immer woanders sind“* (Audio 1: Zeit 36:20). Dazu gehört eben auch mit dem bestehenden Wirtschaftssystem zu arbeiten wie es ist. Allerdings darf man nicht nur in der klassischen Finanzierung denken, die nur den Bankkredit kennt. Brenzl erwähnt hier zum einen Crowd Financing, wie es über die Berliner Spendenplattform betterplace.org oder dem Wiener Pendant respekt.net möglich ist. Zum anderen spricht sie Venture Capital (Risiko Kapital) an. So gibt es Anlagefonds, die speziell nachhaltiges Wirtschaften fördern. Wenn ein Projekt gut ankommt, besteht bei diesen Fonds die Möglichkeit, dass sie sich daran beteiligen und Risikokapital zur Verfügung stellen. Es gibt auch potenzielle Unterstützung im Rahmen von CSR Programmen von Firmen. Für Sylvia ist hier noch ein weiter Horizont vorhanden, der noch lange nicht abgesucht ist (vgl. Audio 1).

5.2 Arbeiten am flexiblen Selbst

Durch die Unterstützung beim Erstellen von Businessplänen und der Vernetzung der Pioneers mit sogenannten Multiplikatoren, trägt das Plenum ebenso wie die good.bee/Social Banking der Ersten Bank dazu bei, Projekte und Dienstleistungen marktförmig zu machen. Eben im Sinne des Social Entrepreneurship. Laut Aussagen der Beteiligten geschieht dies vor allem, um den Pioneers/Social Entrepreneurs ein Einkommen und damit eine von Förderungen und Externen Geldgebern möglichst unabhängige Finanzierung zu schaffen. Inwieweit dies möglich ist, hängt natürlich von der jeweiligen Projektidee ab und ob es einen Markt dafür gibt. Ferner natürlich auch von der Intention der beteiligten Menschen. Lehrgänge wie die Pioneers of Change und Aktivitäten des Plenums fördern die Bildung neoliberaler Subjekte. Im Oktober gab es wieder eine Veranstaltung, bei dem die Projekte des Lehrgangs von 2011 vorgestellt wurden.²⁹ Bei der Vorstellungsrunde war von mehreren Personen zu hören: *„Ich bin mein Projekt“*. Das war ein kleines Déjà-vu für mich, denn etwa ein Jahr zuvor gab es einen Informationsabend im Vienna HUB³⁰, an dem ebenfalls einer der Pioneers meinte, er sei sein eigenes Projekt. Gemeint war damit die eigene Veränderung, die beim Selbst anfängt.

29 http://pioneers.mixxt.at/networks/events/show_event.47695 vom 13.12.2011

30 Das Vienna Hub ist ein co-working space in dem sich u.a. das Plenum eingemietet hat. <http://vienna.the-hub.net/public/>

Auf der Homepage der Pioneers beschreibt eine andere Teilnehmerin ihre Empfindung wie folgt:

„Ich lerne und spüre, dass der Wandel einfach wirklich bei mir selbst beginnt und zwar nicht nur in Form eines nachhaltigen Lebensstil. Bei mir findet dieser ominöse Wandel, gerade durch den Lerngang unterstützt, auf mehreren Ebenen statt, auf persönlicher, auf Projektebene und dadurch inspiriert hoffentlich auch in meinem Umfeld, in der Gesellschaft.“³¹

Ilana Gershon (2011) sieht den Unterschied zwischen liberalen und neoliberalen Subjekten darin, dass Ersteren ihre Arbeitskraft gehört, die sie am Markt verkaufen können. Letztere dagegen besitzen Fähigkeiten, die kontinuierlich entwickelt werden müssen, und in die man investieren muss. Neoliberale Subjekte bestehen aus einer Ansammlung diverser Skills und Prozesse, die gemanagt werden müssen. Dazu werden sie zu reflexiven Managern ihrer Fähigkeiten und Allianzen, die mit anderen „Ansammlungen“ aus Fähigkeiten eingegangen werden können. Solche Ansammlungen unscharfer (Soft-)Skills finden sich z.B. in Lebensläufen wieder, wie sie auf Stellenanzeigen geschickt werden. Die Person besitzt Projektmanagementfähigkeiten, ist teamfähig und flexibel. Lebenslanges Lernen und Anpassungsfähigkeit vorausgesetzt. Es geht beim neoliberalen Selbst aber nicht um Rollen die eingenommen werden können, sondern um persönliche Züge, die entwickelt und benutzt werden können. Diese Reflexivität, das Nachdenken über sich, entscheidet laut Gershon, welche Beziehungen/Allianzen ich eingehe. In diesem Sinne ist das neoliberale Selbst ein autonomes Selbst für Gershon, da die Selbstreflexivität die möglichen Beziehungen vorstrukturiert und sich selbst managt. Diese Beziehungen entstehen unter dem Gesichtspunkt der Marktrationalität und werden als (Geschäfts-)Partnerschaften gesehen (vgl. Gershon 2011: 539f). Elemente dieser Rationalität fanden sich in der Erzählung eines Pioneers auf dem Weg zu einem Change-Mob (in Anlehnung an Flash-Mobs) wieder, als ich nach Gemeinsamkeiten der Pioneers fragte. Dort gibt es natürlich auch Freundschaften und diverse Formen von Gruppenidentität, die nur zwischen bestimmten Pioneers bestehen. Doch die Pioneers sind ebenfalls ein Netzwerk verschiedenster Personen in unterschiedlichen Bereichen und Positionen, die eben durch jene Positioniertheit den anderen Pioneers Hilfestellung geben können und sollen. Ähnliches gilt für Treffen mit Geldgebern und anderen Multiplikatoren (vgl. FFT). Eine Spielart dieser Allianzenbildung habe ich in der Vorweihnachtszeit 2010 bei den ersten Kontaktaufnahmen mit dem Plenum erleben können (vgl. FFT). Ich konnte einer Aktion der Pioneers of Change beiwohnen. Diese trafen sich zu einem der vielen Events, die sie in Kontakt halten sollen und aus denen eventuell neue Ideen die Welt zu verändern entspringen. Diesmal soll

31 <http://pioneers.mixxt.at/> vom 13.12.2011

eine Aktion gegen den Konsumwahn der Weihnachtszeit stattfinden. Geplant ist es, in der nahe gelegenen Mariahilfer Straße Zeitgutscheine zu schenken, auf denen man die Person eintragen kann und wieviel Zeit man an welchem Tag mit ihr verbringen will.

Aus dem Straßenlokal des Plenums werden noch hastig Plakatständer und Tische entwendet, auf denen dann Infomaterialien der Pioneers zu finden sein werden. Technisch versiertere Leute haben eine Videokamera sowie eine digitale Spiegelreflexkamera mitgenommen, um die Aktion zu dokumentieren und evtl. auf einer Homepage zu veröffentlichen. Es wird mit hochwertigen, (semi-)professionellem Equipment gearbeitet. Die anderen Pioneers teilen sich auf, um die Gutscheine an Passanten zu verteilen oder den Menschen, die die U-Bahn Rolltreppe nach oben fahren einen Gutschein mitzugeben. Während die Kamera vornehmlich das oberirdische Geschehen filmt, übernimmt der Fotograf das Ablichten der Pioneers neben der Rolltreppe, die neben Gutscheine auch einfache Schilder mit der Message des Zeit-Schenkens hoch halten. Die Reaktionen der Passanten reichen von der Freude über eine nette Idee, über die Verwunderung, keinen Einkaufsgutschein zu erhalten, bis hin zu lautstarker Ablehnung, was das denn für ein Blödsinn sei. Nach einiger Zeit bekommen die Pioneers Verstärkung von der ATTAC Samba-Band, die nach virtueller Absprache, die Aktion musikalisch unterstützen wollte. Die Band postiert sich einige Meter entfernt, um mit lateinamerikanischen Rhythmen die Kälte auf der Mariahilfer Straße zu vertreiben. Auch die Pioneers wandern gelegentlich hinüber um mitzutanzten (vgl. FFT).

Interessant ist, dass neben der konkreten Aktion verschiedene Gruppierungen zusammenarbeiten. Es kommen ebenfalls Freunde und Bekannte auf der Mariahilferstraße vorbei, die im Internet von der Aktion erfahren haben. Gleichzeitig wird die Aktion als Werbung für die Idee des Wandels in Form des Pioneers Lehrgang genutzt. Gleichzeitig wird die Aktion wieder in den globalen Bilderstrom zurück gespiegelt. Eine ähnlich positiv besetzte Präsentation der eigenen Tätigkeit findet in Info-Workshops zum eigentlichen Lehrgang statt. Dort wird mit Bildern aus der Natur gearbeitet, aber auch Tätigkeiten der Pioneers gezeigt. Die vermittelten Emotionen stehen im Vordergrund. Das Gruppenerlebnis, aber auch die Möglichkeit „Ich-Selbst“ zu sein, authentisch zu sein, wie es Alfred Strigl in seinen Vorträgen oft beschwört. Auch bei der Aktion in der Mariahilfer Straße konnten die Pioneers zwar potenziell ihre Projekte ansprechen, doch wurde eher über positive Aspekte der Pioneers gesprochen und die offiziellen Folder ausgeteilt (vgl. FFT).

Bei einer Infoveranstaltung im Hub bekam ich von anderen Zuschauern erzählt, dass sie auf der Suche nach einer Möglichkeit sind, sich zu engagieren. Die Pioneers sprachen sie an, weil sie jung und naturverbunden wirken. Auf den Infomaterialien wird angekündigt, dass die eigene Entwicklung einen wichtigen Stellenwert im Lehrgangskonzept hat. Ein Besucher, der selbst aus

einer bäuerlichen Familie stammt, erzählte mir, dass er es leid sei, nur über Probleme zu schimpfen. Ihm sei das zu negativ und unbefriedigend. Er sucht Wege, die ihm erlauben etwas zu einer besseren Welt beizutragen und mit Gleichgesinnten tätig zu sein. Dazu gehört auch sich nicht rechtfertigen zu müssen für die eigenen Arbeitsweisen. Er sprach nicht im Detail davon, ließ aber durchklingen, dass es auf dem Bauernhof der Familie Streitigkeiten wegen der Hofübergabe gibt. Konflikte und Uneinigkeit gibt es aber auch bei den Pioneers. Bei der gleichen Veranstaltung erwähnt eine Zuschauerin, dass sie die Einheit nicht besuchen würde, in der der Vortragende X aus Firma Y vielleicht kommen wird, um aus dem Alltag seines Betriebes zu erzählen. Ein anderer Moment, bei dem Spannungen sichtbar wurden, war bei der Abschlussrunde. Eine andere Zuschauerin sagte, dass sie jetzt zwar nicht mehr über die Pioneers wisse, sich aber besser fühle. Als ich sie nach der Veranstaltung darauf ansprach, sagte sie mir, dass sie die Atmosphäre als sehr angenehm empfand. Die Vorträge, die eingesetzten Stilmittel und wie mit Emotionen gearbeitet wird, erinnerten sie allerdings an ihre frühere Tätigkeit als Produktberaterin für Ernährungszusätze. Dementsprechend fand sie zwar die Begeisterung die Welt verändern zu können als sehr ansprechend, doch die Seminarmethoden des Infoabends haben sie dann abgeschreckt, zumal sie nicht das Gefühl hatte, konkrete Informationen zu bekommen. Wiederum andere fanden gerade diese heimelige Atmosphäre sehr ansprechend und waren froh, nicht mit trockenen Ausführungen konfrontiert zu werden (vgl. FFT).

5.2.1 Die Künstler Metapher - Kreativität und ihre Voraussetzungen

Visionsarbeit ist für mich eine Spielart der Arbeit am Selbst. Diese Methode wird bei den Pioneers of Change bei den Seminartagen angewandt. Die Visionen eines guten Lebens fließen in Imaginations-Workshops oder beim gemeinsamen Brunchen in die eigene Projektidee mit ein. Was brauche ich? Was braucht die Welt? Das sind Fragen, die in der Visionsarbeit nachgegangen wird (vgl. Transkript 1: 3f). Die Visionssuche, aber auch das Gefühl Bestätigung zu finden, dass das, was ich tue richtig ist, sind zwei zentrale Aspekte des Lehrgangs. Die Designerin Eva Lackner beschreibt ihr Resümee zahlreicher geführter Meditationen:

„Und es ist immer wieder herausgekommen, dass es darum geht, selber kreativ zu sein, als immer gleich das Ökonomische im Kopf zu haben. Also [ökonomisch im Sinne von] wie kann ich davon leben.“ (Transkript 3: 3)

Eine gängige Metapher für die Arbeit am neoliberalen Selbst, ist die des (Lebens)-Künstlers. Diese

Formel, neben anderen³², wurde bei Veranstaltungen der Pioneers erwähnt. Sie findet sich ebenfalls in Büchern des Wirtschaftswissenschaftlers Günter Faltin wieder. Sein Buch „Kopf schlägt Kapital“ (vgl. Faltin 2008) hat sich Eva Lacker nach Empfehlungen zugelegt, um mehr über Unternehmensgründungen zu erfahren. Eva hat vor allem die Einfachheit angesprochen, mit der Faltin über das Gründen eines Unternehmens spricht. Die zahlreichen Gedanken, um was sie sich alles kümmern muss bei einer Gründung, werden durch Faltins Argumente entschärft, dass es sinnvoll ist, gewisse Aspekte der eigenen Unternehmung an Firmen auszulagern, die die jeweilige Tätigkeit preiswerter und kompetenter erledigen können. Gründen ist einfach, so lautet die Kernaussage des Buches und die spricht an (vgl. Transkript 1; 3). Faltin (2008) vergleicht Unternehmer in seinem Buch mit Künstlern und gibt als Beispiel Komponisten, aber auch Bergsteiger und Stuntmen als Role Models vor. Unternehmer sind für Faltin Innovatoren (vgl. Faltin 2008: 1ff). Diese Argumentation bringt uns zurück zur Authentizitätsdebatte, in der ebenfalls das „Originale“ oder „Ursprüngliche“ ein Thema war. Im Falle des Unternehmertums wie es Faltin beschreibt, kommt der Unternehmer hinzu, der als Innovator diese Originalität herstellt. Damit bezieht sich Faltin auf Joseph Schumpeter, der zu Beginn des 20. Jahrhunderts den Begriff der Innovation neu prägte. Innovation führt nach diesem Modell zu mehr wirtschaftlicher Dynamik, die wiederum Monopolstellungen und Gewinne mit sich bringt, die wiederum dazu führen, dass sich Verfahrensweisen in der Produktion und Verwaltung ändern etc. Dieser Veränderungskreislauf wurde von Schumpeter „Kreative Zerstörung“ genannt. Die Formel lässt sich auf den folgenden Punkt bringen: das Gute wird durch das Bessere ersetzt. Der Innovator selbst, ebenso wie die angeführten Role Models wie der Extremsportler, konstruieren Unternehmer als Führungskräfte und Ausnahmepersönlichkeiten, die mehr oder weniger als individuelle Akteure von sozialen Bindungen losgelöst agieren und ihrer Bestimmung folgen (vgl. Rogler 2008: 11ff). Als Prototyp eines solchen Unternehmertyps wird von Faltin u.a. der Apple Gründer Steve Wozniak genannt (vgl. Faltin 2008: 52f). Dieses Muster des Kreativen Unternehmertums ist inzwischen zum Leitbild des gesamten Arbeitsmarktes geworden:

„Die Kulturschaffenden werden heute als die 'role models' schlechthin für neue Formen von selbstbestimmter und selbstverantwortlicher Arbeit propagiert, und ihr spezifisches Arbeiten wird zum Erfolgsrezept für den gesamten Arbeitsmarkt erklärt. Managern, ebenso wie Arbeitslosen werden die 'Künstler' als Vorbilder für Tugenden hingestellt, die großteils aus Not geboren sind: Eigenverantwortung, Risikobereitschaft, Innovation.“ (Böhmler/Scheiffele 2005: 423)

32 Die Kernmetapher der Pioneers of Change ist jedoch die des Schmetterlings, der aus einer Larve entsteht.

Ähnliche Bilder werden u.a. von Alfred Strigl verwendet, wenn es darum geht, Menschen für den Pioneers Lehrgang zu gewinnen:

„Die Zukunftspionierin erfindet Leben, besseres Leben. Sie findet und schafft das Bessere. Daher darf sie nicht zaudern. Darf nicht verharren in der trägen Behaglichkeit des Eingewohnten, in den ohnmächtigen Misereen der Jetztzeit, in der Logik des Gestern. Die Zukunftsschafferin sucht, erspürt, erfindet – und findet Lösungen. Zukunftsfähige Lösungen. Sie beschreitet Wege, die neu sind. Innovativ, kreativ, und darüber hinaus zu neuen Ufern führen, zum Kontinent der Zukunft. Auch wenn sie erst ein paar Künstenlinien kennt, und die Landkarte noch voll von weißen Flecken ist: die Zukunftspionierin hat eine Karte!“ (Strigl, o.a.)

In dem Beispiel kommen beide Arten von Kreativität vor, die von Liep (2001) in vorwiegend anglo-europäischen Gesellschaften sieht. Die erste Variante bezieht sich auf eine rationale Form der Kreativität, wie sie in der Wissenschaft und von Problemlösern angewendet wird. Die zweite Form ist spiritueller Natur und spricht künstlerische und emotionale Aspekte an (vgl. Liep 2001: 2f).

Günter Faltin geht noch weiter und verbindet Unternehmertum direkt mit seiner Vorstellung eines guten Lebens: *„Entrepreneure führen wahrscheinlich ein freieres, intensiveres und erfüllteres Leben.“* (Faltin 2008: 186) Eingebettet ist diese Annahme in den Glauben an die Gerechtigkeit des Marktes, und dass dieser tendenziell zu gutem Verhalten „zwingt“. Verantwortung entsteht also nicht aus hohen moralischen Beweggründen, sondern aus dem Wunsch wirtschaftlich zu überleben und unternehmerischen Erfolg zu haben (vgl. Faltin 2008: 176ff).

Als Beispiele werden zahlreiche Einzelunternehmen angeführt. Ein Gutteil davon aus Faltins eigenem Studenten und Bekanntenkreis. Wie Anna Tsing (2009) im Wal-Mart Beispiel schon klargemacht hat, lässt sich mit Firmenportraits gut über herrschende Weltbilder und ökonomische Trends nachdenken, auch wenn diese an sich nicht genügen, um wirtschaftliche Vorgänge zu analysieren. Im Falle des Innovateurs haben wir es mit einem genialen Individuum zu tun, das entsprechend für seine Risikobereitschaft und Innovationskraft entlohnt werden soll (vgl. Faltin 2008). Ähnliche Annahmen über den individuellen Künstler und das schöpferische Genie geistern beständig durch die Kunstwelt. Der Soziologe Howard Becker ist einer der zahlreichen SozialwissenschaftlerInnen, die diese Annahme widerlegt haben. In seinem Buch *Art Worlds* (2008) hält er fest: *„All artistic work, like all human activity, involves the joint activity of a number of people“* (Becker 2008: 1).

So ist es mit dem Komponisten als simples Beispiel für ein individuelles Genie nicht getan, wenn es nicht längst die Idee gegeben hätte, was denn auf welche Arten komponiert und improvisiert werden kann. Es braucht eine Architektur in Form von Konzertsälen, Instrumente und deren Hersteller, sowie Musiker, die ihrerseits wieder eine Ausbildung erfahren haben und in manchen Ländern mehr und in anderen weniger von staatlicher Kulturförderung abhängig sind (vgl. Becker 2008: 2ff). Neben diesen eigentlich banalen Voraussetzungen geht Becker davon aus, dass Kunst nicht auf diese Art oder jene Art passieren muss, auch wenn die Voraussetzungen kollektiver Natur sind. Für Becker ist es klar, dass immer eine Aktivität stattfindet, auch wenn z.B. Förderungen nicht vorhanden sind, oder Arbeitsabläufe anders gestaltet werden. Er nennt hier vor allem Autoren als Beispiel, die ihrerseits von Geräten wie Druckern abhängig sind, sowie Verlegern, die ihre Werke in Umlauf bringen. Ist man dagegen AutorIn in der Sowjetunion und hat aufgrund politischer Restriktionen nicht die Möglichkeit zu publizieren, läuft der Prozess anders ab. Das Manuskript wird per Schreibmaschine vervielfältigt und an weitere Leser übergeben. Diese fertigen ihrerseits händisch Kopien an, die auf diese Weise zirkulieren. Wird man dagegen im kapitalistischen Gegenpart nicht veröffentlicht, hat man immer noch die Möglichkeit auf Fotokopien zurück zu greifen, die man selbst in Umlauf bringen kann. Eine funktionalistische Theorie würde z.B. auf bestimmten Institutionen wie staatliche Kulturförderung bestehen, um die Reproduktion am Laufen zu halten. In Beckers Beispiel ist dies nicht zwingend der Fall, denn er geht davon aus, dass die Kunstproduktion auf jeden Fall stattfindet, nur nicht in gewohnten Formen (vgl. Becker 2008: 5ff). Übertragen wir diese Überlegung nun auf das Beispiel Fair-Trade von Partridge (2011), würde ein Verzicht auf Investitionen in Bereich „Community Building“ bedeuten, dass kein Community Building stattfindet? Auf Günter Faltn bezogen, bedeutet die Abwesenheit von Unternehmern wirklich weniger Innovationen? Und ein weniger freier Markt auch weniger Gutes?

Böhmler und Scheiffele weisen darauf hin, dass die eigentlich kreativen Akte von KünstlerInnen selten wahrgenommen werden:

„Die eigentliche kreative Arbeit in Gestalt der Konzepterstellung muss also als nicht honorierte Vorleistung erbracht werden – eine Vorleistung mit höchst unsicherem Ertrag. So überschwänglich in der gegenwärtigen Managementliteratur an die Kreativität und improvisatorische Kraft der Arbeitssubjekte appelliert wird, um darüber neue Effizienzgewinne und Kontrollformen zu etablieren, so schwierig ist es, die Wertschätzung von Kreativität oder intellektueller Arbeit im eigentlichen Arbeits- und Lebensprozess aufzuspüren.“ (Böhmler/Scheiffele 2005: 439)

Tim Ingold und Elizabeth Hallam (vgl. 2007: 1ff) sehen eine Entwicklung, in der „Kreativität“ zum Hauptantrieb von ökonomischem Wohlstand und sozialem Wohlergehen (well-being) geworden ist. Der Fokus liegt jedoch meist auf einer angenommenen Neuheit, die durch einen kreativen Prozess entsteht und sich von herkömmlichen Konventionen absetzt. In Form eines fertigen Produkts wird auch gerne von Innovation gesprochen. Dem widersprechen die Beiden. Kreativität, ebenso wie ihre Wertschätzung, ist für Ingold und Hallam mit alltäglicher Improvisation verbunden:

„people everywhere construct culture as they go along and as they respond to life's contingencies. In this process they are compelled to improvise, not because they are operating on the inside of an established body of convention, but because no system of codes, rules and norms can anticipate every possible circumstance. At best it can provide general guidelines or rules of thumb whose very power lies in their vagueness or non-specificity.“ (Ingold/ Hallam 2007: 2)

So gesehen bedeutet von Innovation zu sprechen, den kreativen Prozess rückwärts zu lesen und von einem fertigen Produkt auszugehen, anstatt die Momente der Entstehung wahrzunehmen. Letzteres würde bedeuten, sich vom individuellen Genie zu lösen und Kollektivität entsprechend wertzuschätzen (vgl. Ingold/ Hallam 2007: 2f).

Neben der Kollektivität spielen Erfahrung und ständige Weiterentwicklung von Fähigkeiten eine wichtige Rolle. Durch die Beherrschung, sagen wir z.B. eines Handwerks, wird es erst möglich, mit einzelnen Elementen dieser Kunst frei zu spielen. Die Möglichkeit zu improvisieren ist für die Beiden wahre Kreativität. Im Gegensatz dazu stehen die bereits erwähnten Vorstellungen von etwas Neuem, etwas Einzigartigem. Vorstellungen von einem begabten Genie, dem seine Fähigkeit in den Schoß gefallen ist. Diese Vorstellung ist eng mit globalen Märkten verbunden, auf denen es kaum etwas gibt, was nicht zum Objekt der Begierde und damit zur Ware wird. Entsprechend wird die Fähigkeit „kreativ“ zu agieren und „kreative“ Produkte zu entwickeln und zu verkaufen, als Garant für Wohlstand gesehen (vgl. Ingold/Hallam 2007: 1ff).

Ingold und Hallam stellen vier Thesen auf, um ihre Version von Kreativität als Improvisation zu erläutern:

- 1. Improvisation is Generative:** Der Lobgesang auf die Leistungen von ArchitektInnen unterschlägt oft, dass eine Unzahl von Menschen für die entstehenden Gebäude verantwortlich ist. Das beinhaltet das Improvisieren von Handwerkern bei den Bauarbeiten, aber auch der Umgang späterer Generationen mit den Gebäuden, wie z.B. Studierende und Lehrende, die keine Frischluftzufuhr in Hörsälen des NIG's haben und entsprechende Proteste dies vielleicht irgendwann verändern; oder Gebäude, die sich aufgrund von Auflagen in Sachen Wärmedämmung verändern. Oder, Universitätsgebäude vielleicht irgendwann gar unter Aspekten des dort Wohnens und sich Wohlfühlens gebaut oder verändert werden.
- 2. Improvisation is Relational:** Manchmal kann es auch unkonventionell sein, wenn man konventionell ist. Es gilt also auch den Kontext zu beachten, in dem Improvisation und Improvisationsmöglichkeiten eingebettet sind. Ein Fußgänger ist ein gutes Beispiel, denn auch hier ist in der Innenstadt mit ständigem Gegenverkehr zu rechnen und ein ständiges Ausweichen oder auch Improvisieren der Wegstrecke geht von Statten. Kreativität ist also nicht das, was wir im Rückspiegel der Geschichte als Veränderung oder Brechen mit der Konvention sehen, sondern das, was uns im Hier und Jetzt ermöglicht, unseren Weg zwischen Touristen, Laufkundschaft und Baustellen fortzusetzen. Dazu kann auch steirische Trachtenmode Made in China zählen, die nicht unbedingt Ausdruck von individuellem Geschmack ist, sondern Ausdruck von Normen, Konventionen und Improvisationen in sich ständig verändernden Verhältnissen.
- 3. Improvisation is Temporal:** Zeit wird selten mit Kreativität in Verbindung gebracht. Eher im Gegenteil. Monotone, sich wiederholende Abläufe sind der Tod des Kreativen. Doch auch hier gilt zu kritisieren, dass es kaum etwas gibt, dass wirklich 1:1 wiederholt wird. Es gibt immer Variationen und Veränderungen über Zeit hinweg. Die Analyse von Rhythmen kann hier wichtige Hinweise liefern um die Routinen aufzudecken, die mit kreativen Prozessen verbunden sind und unsere Aufmerksamkeit beeinflussen. Unsere Aufmerksamkeit ist wie Bergson bemerkt: „*guided by the past but not determined by it; heading into the future that is essentially unforeseeable*“ (H. Bergson 1911, zitiert nach Ingold/Hallam 2007). Die Geschichte rückwärts zu lesen und einen Innovationspunkt herauszugreifen vernachlässigt

diese kontinuierlich stattfindenden Prozesse.

- 4. Improvisation is the Way we Work:** Improvisation ist fester Bestandteil sozialen und kulturellen Lebens. Repräsentationen und Regelwerke können diese Prozesse nie ganz erfassen oder voraussagen. Fahrradfahren kann man nicht aus einem Buch erlernen, sondern nur in der Praxis. Das gilt lt. Ingold für alle Vorgänge des Lebens. Die Regeln zu kennen genügt nicht, wenn man damit nicht umgehen kann.

(vgl. Ingold/Hallam 2007: 3-15)

5.2.2 Kreativität als Improvisation am Beispiel eines Mantels

Kreatives Arbeiten bedeutet für Eva Lackner sich ein paar Tage Zeit nehmen zu können, um etwas Neues zu entwerfen oder bereits bestehende Designs zu verändern. Manchmal spielt sie auch mit Stoffresten und ist selbst gespannt, was daraus entsteht. Das Hier und Jetzt wird zur Experimentierstube oder zur Improvisation des Lebens wie es Ingold und Hallam nennen würden. Entwickeln und Ausprobieren sind Elemente, die ihr viel Freude bereiten. Ich konnte leider nur zwei Arbeitstage miterleben, in denen ein Mantel entstanden ist, doch hier wurde mir klar, was die AnthropologInnen meinen.

Bei Näharbeiten habe ich immer die Bilder einer Fabrikhalle im Kopf und Frauen, die in langen Reihen sitzend im Sekundentakt ihre Nähte anfertigen. In einer weniger industriellen Variante ist es, die Großmutter mit der Spindel aus einem der unzähligen Märchen. Ist man dagegen eine Designerin, die erste kleine Auftragsarbeiten erledigt, ist es die eigene Wohnung. Das ist mit ein Grund dafür, dass die eigentliche kreative Arbeit nicht wahrgenommen wird, wie Böhmler und Scheiffele (2005: 439) festgestellt haben.

Doch zurück zur Nähstube. Denkt man sich die beiden Nähmaschinen auf dem großen Holztisch weg; klappt man das allseits bereite Bügelbrett zusammen; versteckt man die ganzen Kleiderhaken auf denen Stoffteile hängen; dann müsste man nur noch die Schnittmuster verstauen; die Stoffballen entfernen und die zahlreichen Modezeitschriften, die an der Rückwand des Raumes in Reih und Glied stehen entlassen. Dann wäre nach dem Aufsaugen der Stoffflusen ein normaler Wohnraum zu sehen. So ist es ein Ort, der Zwänge aber auch der Möglichkeiten, doch auf jeden Fall zu eng. Auf dem Schreibtisch finden sich Schulunterlagen der Maturaklassen, während der Tisch und die Unterseite des Hochbetts der Näharbeit gewidmet sind. Das Hochbett ist dann ein bescheidener

Rückzugsort, wären da nicht die hohen Temperaturen im Sommer. Das Arbeiten zu Hause sieht sie als temporäre Notlösung. Ihr wäre es lieber einen Ort zu haben, an den sie morgens gehen könnte um zu Arbeiten, um eine klare Trennung zwischen Wohn- und Arbeitsbereich zu haben.

Ein Stoffballen wird auf dem langen Holztisch platziert und ausgerollt. Eva legt die Schnittmuster so auf, dass so viele Teile wie möglich auf wenig Raum entstehen. Sie fixiert die Schablone mit Nähnadeln und beginnt die Umrisse mit Kreide aufzutragen. Bei diesem Vorgang erinnert sie sich an die genommenen Maße der Kundin und verlängert hier und da das Schnittmuster um ein bis zwei Zentimeter, um Spielraum zu haben. Der Grobschnitt wird mit einer elektrischen Schere erledigt, danach müssen die Einzelteile mit einer herkömmlichen Schere fein nachgeschnitten und in die endgültige Form gebracht werden. Gerade an den Stoffrändern ist der Maschineneinsatz nicht möglich, da die elektrische Schere nicht genug Griff hat.

Nun beginnt das Versäubern, also das Vernähen der Schnittflächen. Dies muss von Eva einzeln durchgeführt werden, da sie keine Industriemaschine zu Hause hat. Solche Industriegeräte können doppelte Lagen nähen, ohne dass die Nadeln abbrechen. Sie muss also den Arbeitsaufwand aufgrund ihrer Erfahrung abschätzen und über die entsprechenden Techniken Bescheid wissen, mit diesen maschinellen Einschränkungen umgehen zu können. Im Detail ist dies nur durch Anfertigen eines Prototypen möglich, wie es gerade geschieht. An Prototypen wird Design sowie Fertigungsprozess erprobt, um das fertige Teil in Produktion geben zu können.

Größere Stoffreste werden aufgehoben und dienen dem späteren Experimentieren. Der Arbeitsplatz auf dem Tisch muss genauso wie die Stoffballen, immer sauber gehalten werden. Rote Flusen wären auf schwarzen Stoff sofort sichtbar und wenn diese beim Versäubern oder Zusammenfügen der Teile in die Nähte kommen, wäre die Arbeit umsonst gewesen. Naht ist auch nicht gleich Naht und so wirken manche Nähte unterschiedlich, je nach verwendeten Stoffen: „[...] *das ist Jersey Stoff und da sieht nur eine Naht nicht gut aus.*“ (Transkript 1: 5) Es muss also eine doppelte Naht her. Solche Feinheiten sind neben dem reinen Aspekt der Haltbarkeit einer Naht, ebenfalls zu beachten. Die gerade vernähte Baumwolle ist nach Ökotex100 zertifiziert. Es ist eine gute Qualität, leider gibt es sie nicht in vielen Farben. Dieser Standard ist auch nur eine temporäre Lösung, da es noch bessere Zertifikate gibt, die auch die Arbeitsbedingungen und nicht nur den Öko-Anbau miteinbeziehen. Hat man nur eine Farbe zur Verfügung, muss eben mit anderen Elementen gespielt werden, um dieses Manko beim Design auszugleichen, also z.B. mit dem Kragen oder einer Knopfleiste. Ähnliche Kenntnisse erfordert es auch über die Nähmaschine selbst. Sorgsam fädelt sie das Garn in die Kettenstichmaschine ein. Arbeitet man hier zu lax, reißen die Fäden, und es ist eine

heiden Arbeit diese wieder einzuführen. Nach dem Anfertigen der Einzelteile, wie Mantel, Ärmel, Taschen, werden letztere am Mantel befestigt.

Dies erfordert räumliches Vorstellungsvermögen, denn Eva denkt diesen Prozess bildhaft durch, bevor sie die Taschen entsprechend anbringt. Je nach Lage muss eine entsprechende Nähtechnik verwendet werden. Wenn sie weiß, wie ein Mantel zu nähen ist und keine Komplikationen auftreten, dann dauert das ca. 3 Stunden. Aber wenn sie noch herum tüfteln muss, wie es am besten geht, dann verlängert sich diese Zeitspanne. Bei den Arbeitsschritten geht sie von der Herstellung einer Idealtasche aus, die sie gedanklich abwandelt und die Arbeitsschritte daran anpasst.

Angefertigte Teilstücke werden immer wieder an den Mantel angelegt und der richtige Sitz wird überprüft. Man muss eben selbst auf Lösungen kommen, meint Eva.

Die Taschen sind nun soweit fertig. Nun muss die Naht gebügelt werden, damit sie bündig an den Mantel genäht werden kann. Eva meint, dass man eben Grundkenntnisse braucht um zu wissen, welche Möglichkeiten es überhaupt gibt, dies zu bewerkstelligen und wie die verschiedenen Techniken aussehen. Die gerade verwendete nennt sich Leistentasche. Diese ist schwieriger anzufertigen, da mehrere Stofflagen übereinander genäht werden. Das erschwert das Versäubern des Stoffes. Hier kommen wieder die Überlegungen, was besser einzeln und was zusammen versäubert werden kann, auch findet sie, dass es besser aussieht, wenn der Stich nur von einer Seite zu sehen ist. Beim erneuten Anlegen fällt ihr auf, dass die Taschen doch falsch geschnitten wurden, da die Hand beim Hineingreifen nach unten gleitet anstatt leicht diagonal. Sie muss die Taschenbeutel also viel mehr abrunden und etwas vergrößern. Die Arbeitsschritte der Taschenanfertigung müssen also komplett wiederholt werden. Beim zweiten Mal geht es allerdings bedeutend schneller, wirklich kein Vergleich zum ersten Mal.

Inzwischen sind die neuen Taschen fertig und bereit zum Annähen. Das sind jetzt vier Lagen Stoff, fast schon zu viel für die Kettenstich-Maschine. Um so etwas zu nähen, braucht man gut ausgebildete Leute. Eva erklärt mir, dass die Taschen am schwierigsten sind. Auch deshalb, weil man so gut wie keinen Fortschritt sieht. Bei den restlichen Teilen des Mantels sieht man schneller, wie etwas entsteht. Aber sobald diese Hürde geschafft ist, ist auch das Ende schnell in Sicht. Sie beginnt nun den Mantel zusammen zu setzen, indem die Einzelteile mit Stecknadeln aneinander befestigt werden. Genäht wird an den Versäuberungen entlang von Stecknadel zu Stecknadel, die bei Erreichen herausgezogen werden. Beim nächsten Mal weiß sie, worauf sie zu achten hat, sagt sie zufrieden. Die erste Hälfte des Mantels ist fertig, doch für die Zweite reicht die Zeit nicht mehr, denn sie will ja noch zum Joggen gehen. Der Mantel wird morgen fertig gestellt.

Das Licht wirkt sehr schwach und draußen ist es schon fast dunkel. Sie hängt diese erste Hälfte auf einen Kleiderständer und begutachtet ihre Arbeit nochmal. Jetzt weiß sie, wie sie den zweiten Teil

nähen muss und wird morgen wesentlich schneller fertig sein.

Beim Begutachten entdeckt sie einen Stofffehler. Ich erkenne zuerst nicht, was sie meint. Erst als sie mit dem Finger darauf deutet, bemerke ich eine feine Wellenlinie im Stoff, die mir als Laie nie aufgefallen wäre. *Das muss neu genäht werden* meint sie (vgl. Transkript 1). Sie muss die komplette Mantelseite neu machen. Den Stoff wird sie zurückschicken und Ersatz beim Verkäufer einfordern. Aber wenigstens kann sie die Taschen wiederverwenden. Sie hadert nur einen kurzen Moment, ob sie es nicht doch so lassen kann, aber dann sagt sie entschlossen, dass der Mantel ja auch viel Geld kostet und ihre Bekannte ihn länger tragen will. *Der muss in Ordnung sein wenn ich ihn abliefern* (vgl. Transkript 1). So kann sie ihn nicht verkaufen. Sie beginnt also noch schnell die Nähte aufzutrennen und die Taschen vom Mantel zu entfernen, um sich morgen diesen Arbeitsschritt zu sparen.

Der Abendsport muss sich noch etwas gedulden, denn ihr sind wichtige Termine eingefallen, die sie noch im Kalender vermerken muss. Am folgenden Tag wiederholt sie die Arbeitsschritte des gestrigen. Diese gehen diesmal aber wesentlich schneller von der Hand, da das Probieren und Durchdenken der Arbeitsschritte weg fällt. Es geht nun wieder an das Zusammenfügen der Teile. Eva beginnt den Kragen mit Nadeln fest zu stecken und erklärt, dass man zuerst die kleinen Teile montiert. Das Grundprinzip ist vom Kleinen zum Großen. Sie überlegt wieder laut: *„erst der Kragen, dann die Ärmel und die Seitennähte. Dann kommt der Feinschliff. Ich muss mit Kettenstich vernähen, sonst löst es sich. Normalerweise kommen die in den Saum rein, aber hier braucht's eine individuelle Verarbeitungslösung“* (Transkript 1: 15).

Es folgen die Ärmel. Bei diesen gibt es drei Gewährzeichen, damit man ihn richtig einsetzt. *Die muss ich aber nochmal anzeichnen bevor ich nähe. Der Mantel wird kompletter, wenn ich die Ärmel aufbüggle. Das ist mehr Arbeit, aber darauf kommt es jetzt auch nicht mehr an. Die Knopfleiste gehört noch gebügelt, damit ich die Knöpfe einsetzen kann* (Transkript 1: 16). Sie hängt den Mantel erneut zur Begutachtung auf, bevor sie mit ihm ans Bügelbrett geht. *Zwei bis drei Produktionstage hintereinander sind gut, dann kommt man richtig ins Arbeiten und es geht einfach schneller* (Transkript 1: 16). Sie hängt den Mantel zur erneuten Begutachtung auf. Aus einer Schatulle holt Eva Knöpfe, um sie anzulegen und festzustellen, wie diese wirken. Wir sind beide etwas verblüfft, wie toll der Mantel jetzt schon aussieht. Sie überlegt kurz, will die Knöpfe dann aber erst bei der Anprobe anbringen, damit sie auch genau da sind, wo sie sein sollen. Sie fragt mich, ob sie Gürtelschlaufen anbringen soll und wir kommen beide zum Schluss, dass es nochmal besser aussehen würde, dies zu tun und darüber hinaus auch praktischer wäre, da man den Mantel nicht unbedingt zuknöpfen muss und ihn mit Gürtel offener tragen könnte. Selbst in dieser Form ist das Kleidungsstück nicht fertig, da die Anprobe noch aussteht und dort weitere Änderungen hinzu

kommen können (vgl. Transkript 1, S. 3, 5-7; 14-16).

Dies ist nur eine oberflächliche Zusammenfassung mehrerer Arbeitsschritte und mehrerer Arbeitstage, die mit der Herstellung eines Kleidungsstücks einhergehen. Dennoch wird deutlich, dass der kreative Umgang mit den Materialien darin besteht, fundierte Kenntnisse zu besitzen. Erinnern wir uns hier an das Beispiel des polnisch-amerikanischen Säfte Herstellers Alima-Gerber. Die kreative Improvisation in der Produktion wurde zugunsten des Marketings abgewertet. Ähnlich verhält es sich in anderen Bereichen, in denen die eigentliche Arbeit unsichtbar bleibt und die mit manuellen Tätigkeiten einhergehen wie in der Textilindustrie: *„[...] garment manufacturing continues to be dependent on individually-operated sewing machines, fashion companies are still in a situation where the main method of minimizing out-of-factory prices is to put pressure on working conditions and wages. The pressure to control prices is an overall constraint in clothing manufacturing. But in the first decade of the 21st century clothing prices have gone down even further with the rapid expansion of low value retailers such as super markets and chain stores, adding the pressure on suppliers and workers in the low end of the market. In all price segments, material and labor costs make up 5-7 per cent of the retail price.“* (Skov 2008: 4)

Dieser Entwertung der Arbeit und des Endprodukts hält Eva Lackner die Qualität des Kleidungsstücks entgegen. Diese Qualität beinhaltet zahlreiche unbezahlte Aktivitäten, die, wenn sie schon nicht materiell vergütet werden, durch einen Arbeitsethos aufgewertet werden. Qualität wird sich herumsprechen und so wird die Mehrleistung auch als Investition in die Zukunft und als Werbung wahrgenommen. Kreativität scheint ein alles durchdringendes Paradigma zu sein:

„In a global commodity market with an insatiable appetite for new things, where every aspect of life can be turned into an object of fascination or desire to be appropriated and consumed, creativity has come to be seen as a major driver of economic prosperity and social well-being.“
(Ingold/Hallam 2007: 1)

Sieht man sich allerdings die konkrete Entstehung eines Kleidungsstückes an, wird sichtbar, dass es sich um Prozesse handelt, die zwischen der Designerin, den Umgang mit Material und Arbeitstechniken, sowie der Kundin abspielen. Kreativität findet als Improvisationsprozess statt. Dementgegen steht die Verwendung des Kreativitätsbegriffes in öffentlichen Diskursen, der das Einzigartige und Besondere versucht hervorzuheben. Auch hier finden wir den Gedanken an eine authentische, wahre Kreativität wieder, die besondere Momente und Dinge erschafft. Als Gegenpol

wird das Normale oder die Konvention angenommen, die es zu brechen gilt. Das Hauptaugenmerk liegt dann auch meist auf dem fertigen Produkt, dass als innovativ gilt, während der Prozess stillschweigend weiter geht. Im Beispiel des Mantels wären dies Änderungen die durch die Anprobe und den Austausch zwischen Designerin und Kundin entstehen:

„[...] *the creativity of our imaginative reflections is inseparable from our performative engagements with the materials that surround us.* (vgl. Ingold/Hallam 2007: 3)

Dazu kommen variable Möglichkeiten das Kleidungsstück zu schließen, wie das Knöpfen über die Knopfleiste oder das Schließen mittels Gürtel. Ebenfalls dazu gehört das tragen und kombinieren mit anderen Stücken, sowie das Austauschen über die Kleidung mit Bekannten. Kreativität ist ein kollektiver Akt, der selten wertgeschätzt wird (vgl. Ingold/Hallam 2007: 2ff).

5.3 Über die Finanzierung von sozialen Anliegen

Wie u.a. durch Ulf Hannerz Frames (vgl. Kreff 2003: 108f) angedeutet, kann der Markt eine wichtige analytische Kategorie darstellen, sowie die Möglichkeiten der Teilhabe an Marktaktivitäten. Diese umfasst nicht nur die, die Produktionsbedingungen innerhalb der globalen Güterketten wie sie von Tsing (2009) und Skov (2008) beschrieben wurden, sondern auch die Sichtweisen auf die eigenen Tätigkeiten, wie die von DesignerInnen/JungunternehmerInnen wie Eva Lackner. Von Interesse ist ebenfalls, welche Möglichkeiten Eva besitzt, um ihre Geschäftsidee in die Tat umzusetzen.

Das bedeutet aber auch, dass es ökonomisch sinnvolles Handeln braucht, um überhaupt bestehen zu können, und man muss sich bewusst sein, dass man in vielen Bereichen der herkömmlichen wirtschaftlichen Logik ausgeliefert ist, und es eine nicht zu unterschätzende Herausforderung ist, Alternativen zu entwickeln. Ähnliches wurde mir auch von Andrea Pscheid von good.bee und Günter Benischek vom Social Banking der Erste Bank bestätigt. Die beiden haben vor allem mit sozialen Unternehmen und gesellschaftlich relevanten Projekten, die z.B. der Armutsbekämpfung dienen, zu tun (vgl. Transkript 4).

Günter Benischek charakterisiert das Problem folgendermaßen: *„Wobei wir den Geschäftsplan und all diese Dinge nicht außer Acht lassen wollen, weil wir wollen ja auch nicht, dass der Unternehmer in der Euphorie seiner sozialen Problemlösung sich da auch persönlich ins Unglück stürzt. Das sehen wir dann gerade auch bei den Social Entrepreneurs als unsere Verantwortung. Es ist eine gute Idee da, aber es gibt den Markt nicht, oder es lässt sich auch nicht halbwegs mit betriebswirtschaftlichen Ansätzen führen“* (Transkript 4: S. 3).

Es gibt also auch im Bankenbereich Stimmen, die nicht grundsätzlich alles privatisieren wollen. Pscheid und Benischek sehen dabei auch die eigene Profession kritisch und geben zu, dass es auch ein Lernen und Umdenken im Bankbetrieb braucht, um die Anliegen von Sozialen UnternehmerInnen und AktivistInnen zu verstehen: „[...] weil wir sind es gewohnt, rein betriebswirtschaftlich zu denken und die Gewinnorientierung des Unternehmens zu beurteilen. Da geht's ja nicht um die Gewinnorientierung, sondern um die Beseitigung eines sozialen Problems. Diesen Wert zu beurteilen ist eben die Schwierigkeit und das versuchen wir eben zu lernen“ (Transkript 4, S. 3).

Diese Schwierigkeiten und Lerneffekte im Bankwesen zu untersuchen, wäre wieder ein eigenes Thema. Ich erhielt allerdings ein Stimmungsbild, als ich auch andere Banken um Auskunft bat, ob sie denn wie die Erste Bank eine Abteilung für Social Banking haben oder gezielte Förderungen für Soziale Unternehmen anbieten. Die Filiale der Erste Bank in der Nähe meines Wohnortes konnte mir sagen, dass es eine Abteilung für Social Banking gibt. Man musste aber nachfragen, wer da jetzt inwiefern zuständig ist. Bei der Bawag wurde ich vom Schalter zur Beratungsecke und weiter zu einer Person in Leitungsfunktion gebracht um zu erfahren, dass soziale Unternehmen Unternehmen sind, und es keine besonderen Beratungsangebote gibt. Freundlich gemeint auch die Nachfrage, was ich unter „soziale Unternehmen“ verstehe. Die bemühten Angestellten gaben mir sicherheitshalber ein Kärtchen von jemandem mit mehr Überblick, was die Kreditangebote betrifft und ich sollte dort nochmal wegen sozialen Unternehmen fragen. Die Bank Austria Filiale war an diesem Tag genauso gestopft voll wie die der Erste Bank. Die Mitarbeiterin am Beratungsstand verstand meine Frage wohl deshalb zuerst so, dass ich für mein Unternehmen ein Konto eröffnen wolle und bot mir das Kärtchen der zuständigen Person in einer anderen Filiale an. Nachdem das Missverständnis aufgeklärt wurde, ging die Beraterin auch zu ihren Vorgesetzten um nachzufragen, wie es denn mit einem differenzierten Beratungsangebot aussieht. Als Antwort bekam ich, dass die Bank Austria sich sozial engagiert und mir wurden einige dieser Bereiche genannt, sowie ein Folder in Blindenschrift gezeigt. Die Raiffeisenbank sowie die christliche Privatbank Schellhammer versuchte ich über die im Internet erhältlichen Kontaktformulare sowie per e-mail zu erreichen, leider ohne Erfolg.

In diesem kleinen Exkurs wurde der Umgang mit Risiken und Gewinnmöglichkeiten angedeutet, die dazu führte, dass man mich nicht verstand oder verstehen wollte.

Die (ungleiche) Verteilung von Verantwortung und Risiko sind bei Beziehungen, die auf Marktrationalität aufbauen, wichtige Elemente, denn ohne Risiko gibt es keinen Erfolg (vgl. Gershon 2011). Entsprechend werden Risiken in der heutigen Marktlogik nicht per se als etwas Negatives gesehen, die es zu minimieren oder vermeiden gilt. Vielmehr wird abgewogen, welches

Risiko erfolgversprechend ist und welches zu vermeiden. Auf diesen Abwägungen bauen sämtliche Varianten von Risk Management auf, die auf eine erfolgversprechende Zukunft ausgerichtet sind. Dementsprechend wird das Scheitern im Neoliberalismus zu einem individuellen Scheitern, denn das Risiko muss das jeweilige Selbst alleine tragen und sich für falsche Entscheidungen rechtfertigen. Dieser Zustand wird durch den Konkurrenzkampf im Kapitalismus zusätzlich verschärft, denn *„calculating to one's advantage is all too frequently also calculating to someone else's disadvantage“* (Gershon 2011: 540).

Diese Veränderungen drücken sich in anderen Formen sozialer Organisation aus, die im Neoliberalismus als Marktstrategien gedacht werden. Begriffe wie Shareholder verdeutlichen dies. Die soziale Organisation im Neoliberalismus dient also der Allianzenbildung zwischen verschiedenen Skillsets und Institutionen unterschiedlicher Größenordnung. Oder anders ausgedrückt, dem Managen von Diversität. Gershon sieht gerade Anthropologen als wichtige Experten für den Neoliberalismus, denn diese können unberechenbare Andere in vertrauenswürdige Handelspartner verwandeln. Kultur wird dadurch selbst zu einem Gut, das diese Allianzenbildung unterstützen kann (vgl. Gershon 2011: 542f).

Auch wenn Geld als Unternehmensziel nicht unbedingt an erster Stelle steht bei den von mir befragten Unternehmerinnen, so ist der Umgang damit zentral, und passende Finanzierungsmöglichkeiten wären ein Segen. Dass die vorhandenen Finanzierungsinstrumente noch ausbaufähig wären, bestätigt Andrea Pscheid:

„[...] wir haben jetzt nur ein einziges Finanzinstrument, der Markt für Social Entrepreneurship braucht aber um sich entwickeln zu können, eine Vielfalt von Finanzinstrumenten. Wir haben nur eines derzeit, das der Kredite, die über die Bank abgegeben werden. Das ist das Einzige, was wir derzeit machen können. Das bedeutet, wenn das über eine Bank geht, die Bank muss auf ihr Risiko schauen, weil sie ja für die Einlagen, die sie selber oder die ganz normale Bürger in die Bank deponieren verantwortlich ist, muss sie einfach achten, dass das Geld auch erhalten bleibt. Das heißt, wir müssen sehr stark auf das Risiko schauen. Das bedeutet für einen Social Entrepreneur, dass das eigentlich einer sein sollte, der bereits relativ stabil ist.“ (Transkript 4, S. 2)

Durch die Aussage wird klar, dass es Startups schwer haben, wenn sie einem Kreditgeber keinen potenziellen Erfolg sichtbar machen können. Dies wird aber gerade von den Banken erwartet. Die unterschiedlichen Positionen und Machtbeziehungen (Power Linkage) sorgen für ein schlechtes Image von Kreditinstituten bei potenziellen KreditnehmerInnen. Das merkt man spätestens dann,

wenn man wie Eva Lackner als junge Designerin versucht, ein eigenes Modelabel zu etablieren. Aber auch als Besitzerin eines Modegeschäfts ist es nicht leicht wie Kathrin Haumer zu berichten weiß:

„Banken vergeben an die Textilbranche sehr sehr ungern Kredite und an Einzelhandelsgeschäfte so gut wie gar nicht mehr. Da kann das Konzept noch so neu oder noch so modern sein, da kriegt man nicht wirklich was, außer man hat das Geld im Hintergrund, was man eh braucht, dann kriegt man vielleicht was. Also es ist ganz schwer da etwas zu kriegen.“ (Transkript 5: S. 4)

Während ich das Geschäft besichtigte, brachte sich auch eine Kundin in das Gespräch ein und meinte, dass Banken nur kommen, wenn man selbst nichts mehr braucht, um etwas vom Gewinn abzubekommen und wenn man noch nichts hat, ist man uninteressant für sie.

Das Image von Banken als geldgebende Institution ist schlecht. Der einzige Lichtblick ist da oft der direkte Kontakt zum/zur jeweiligen KundenberaterIn, der/die die Formalitäten im Gespräch in eine zwischenmenschliche Beziehung übersetzt. Dort wäre noch am ehesten mit Verständnis zu rechnen und in bescheidenem Rahmen wären dann auch Kredite möglich, wie mir von fast allen InterviewpartnerInnen mitgeteilt wird. Bei Eva Lackner geht dies soweit, dass sie erst gar nicht um Kredite ansucht, sondern ihr Vorhaben ganz aus eigenen Mitteln finanziert. Die Einzelhändlerin Laura Ebenberg hat die gleichen Erfahrungen gemacht. Zwar hat sie eine Förderung für Jungunternehmerinnen erhalten, doch wie sie sagt, *reichen 7000 Euro gerade mal um den Schlüssel für den Shop zu bekommen*. Was sie sonst noch an Kapital benötigt, hat sie am Anfang von Freunden und Bekannten erhalten, denn Banken waren sehr abweisend (vgl. Transkript 6, S.2; Transkript 3). Die Einzelhändlerin Kathrin Haumer sieht auch Bedarf an Überbrückungsfinanzierungen. Das sind die Zeiten im Jahr, an denen viele Rechnungen zusammen kommen, während z.B. im Sommer die Kundschaft nicht in dem Ausmaß vorhanden ist. Dabei handelt es sich um Summen, um die ein bis zweitausend Euro, die einfach fehlen (vgl. Transkript 5: 5). Aus der Position einer Bank sieht man den Umgang mit Krediten ganz anders: *„Was aber auch am Anfang der richtige Weg ist, weil das ist Risikokapital, das die Freunde und Verwandte nehmen und es bedarf am Anfang Risiko Kapital“* (Transkript 4, S. 4).

Pscheid und Benischek verweisen vor allem auf Stiftungen, die ebenfalls in der Lage sind, entsprechendes Risiko Kapital zu Verfügung zu stellen, während die Bank eine Verpflichtung gegenüber den Einlegern hat und Risiken minimieren muss (vgl. Transkript 4, S. 4).

Allerdings haben nicht alle meiner Interviewpartnerinnen die Möglichkeit auf solche Netzwerke zurückzugreifen oder wollen dies nicht. Gerade bei Familienangehörigen herrschen Bedenken, dass

Forderungen oder Erwartungshaltungen an die Kredite geknüpft sind, denen man sich nicht aussetzen will.

Dieses Spannungsfeld von geben und nehmen kann mittel Theorien über Tauschvorgänge weiter differenziert werden. Marshall Sahlins (1972) sieht materielle Tauschvorgänge nicht losgelöst von sozialen Beziehungen, ganz im Gegenteil. In meinen untersuchten Fällen wären dies die Beziehungsverhältnisse zu Freunden, Bekannten und Familienangehörigen.

Sahlins geht von asymmetrischen Beziehungen aus. Nicht alle bekommen den gleichen Wert zur gleichen Zeit getauscht. Sahlins unterscheidet drei Formen des Tauschhandels (Reziprozität):

- **Generalisierte Reziprozität:** Damit ist gemeint, dass ich keinen direkten Gegentausch verlange, sondern auf eine zukünftige Gabe warte. Auf gesellschaftlicher Ebene wäre das z.B. die Forderung nach freier und guter Bildung, die sich in unbestimmter Zukunft als hilfreich erweist; sammelwütige Kinder werden in ihren Augen gute Fußballkarten nur an ihre besten Freunde verschenken und hoffen, dass sie sich revanchieren.
- **Balancierte Reziprozität:** Hier findet ein symmetrischer Tausch statt, also eine gleiche Anzahl von Waren bzw. ein gleicher Wert wird getauscht. Kinder, die sich einig sind, dass eine Panini Sammelkarte mit Spielern von Real Madrid oder Barcelona einen gewissen Wert haben, werden beim Tausch auch entsprechend mehr Karten von weniger berühmten Vereinen und Spielern verlangen.
- **Negative Reziprozität:** Ein ganz klarer Fall von Diebstahl. Durch Raub wird der eigene Nutzen auf Kosten anderer maximiert. Ich ziehe sozusagen das mir fehlende Vereinswappen aus der Gesäßtasche meines Vordermannes.

(vgl. Sahlins 1972: 186ff)

Sahlins sieht diese Formen graduell ineinander übergehend und mit herrschenden Normen und Moralvorstellungen verbunden. Freunde beklaut man nicht, während die Außenseiter in der Klasse um ihre Fußballbilder fürchten müssen. Je weiter man von der eigenen Bezugsgruppe entfernt ist, desto legitimer wird die negative Reziprozität und desto seltener die generalisierte (vgl. Seiser/Mader 2006: 82ff).

In Falle der Erwartungshaltungen ist die Lage etwas verwickelter. Denn es geht nicht um Fußballbilder, sondern jene Bilder, die Bekannte von ihren Freunden haben und die damit verwobenen Geschichten des Zusammenlebens, die im eigenen Rucksack herumgetragen werden. Deshalb kritisiert Tim Ingold an Sahlins Theorie, dass es auch immer zwei Seiten der Medallie gibt und die Erwartungen auch zu einer Last werden können bzw. zu nicht erfüllbaren Forderungen. Das ist laut Ingold unabhängig davon, wie nahe man einer Bezugsgruppe steht (vgl. Ingold 1986: 232ff). Auf das Kreditbeispiel umgemünzt, bedeutet ein Bankkredit zum einen formale Sicherheit, was die Regeln angeht, da diese vertraglich festgehalten werden, auch wenn dies aus unterschiedlichen Machtpositionen heraus geschieht. Ist man dagegen auf Bekannte angewiesen, wirkt eine stärkere Verpflichtung den Geldgebern gegenüber. Dies kann eben auch in Erwartungen umschlagen, die nicht oder nur schwer einzuhalten sind. Gleichzeitig sind Bankkredite an Erwartungen des Erfolgs einer Unternehmung geknüpft oder unterliegen Normierungen wie der der Bonität. Das Ansuchen um Kredite oder die Teilnahme an Wettbewerben kann mitunter als negativ erlebt werden, da es mit einer Jury verbunden ist, die in beiden Fällen über die eigene Leistung und Eignung entscheidet. Dies widerspricht mitunter der Vorstellung eines selbstbestimmten Lebens. In Evas Fall bedeutet dies ein Verzicht auf entsprechende Hilfen mit dem Resultat, dass sie ihre Unternehmensidee aus eigener Tasche auf die Beine stellt. Wie Howard Becker in Art Worlds (2008) beschrieben hat, findet sich immer ein Weg, auch wenn dieser mitunter anders aussieht als man denkt.

5.4 Selbstbestimmung

Bei Eva Lackners Vision eines Modelabels verknüpfen sich mehrere Bezugsebenen, die ausschlaggebend dafür sind, dass sie erst gar nicht Banken und Fördermaßnahmen in Anspruch nimmt, wie sie es zumindest versuchen könnte. Nach ihren Aussagen ist es enorm anstrengend sich ständig irgendwo bewerben zu müssen. Sei es bei Förderungen, Wettbewerben und Ausschreibungen auf Messen oder einfach nur das Ansuchen um einen Bankkredit. Alleine bei manchen Ausstellungen hat sie das Gefühl, dass über sie gerichtet wird, ohne, dass sie an diesem Bewertungsprozess teilhaben kann. Entsprechend zieht sie den Austausch mit Gleichgesinnten vor, anstatt sich den zahlreichen Ansuchen zu stellen: *„Man ist nicht von Zwischenhändlern abhängig, muss keine Raum- und Standmiete entrichten und bekommt nützliche Informationen einfach so.“* Eine dieser Kooperationen, die daraus entstanden ist, ist die mit Made in Made by von Luisa Lobo, auf die ich später noch zurückkommen werde (vgl. Transkript 1: 6f). Ihr Engagement und ihre Sichtweisen stehen bei Eva Lackner in engem Zusammenhang mit ihrer Tätigkeit als Lehrerin. Dieser Berufsstand spiegelt wie kaum ein anderer die gesellschaftlichen

Umbrüche wider. Diese Wertverschiebungen lassen sich u.a. an veränderten Lehrplänen ablesen. Eva hat beobachtet, wie Werkstattstunden gekürzt werden, also das handwerkliche Arbeiten. Im Gegenzug wird die Stundenanzahl in theoretischen Fächern erhöht. Dies geht mit der Schwerpunktbildung von Schulen einher. Also der Festlegung, dass eine Schule den Schwerpunkt Visual Design und Merchandising hat, während eine andere eher Marketing und Vertrieb bevorzugt. Ein weiteres Problem für die Lehrkräfte besteht darin, dass sie selbst nicht richtig in diesen Gebieten ausgebildet sind, und die Lehrplanänderungen dann meist schon umgesetzt werden, während man als LehrerIn dabei ist, sich den Stoff selbst anzueignen, der schon unterrichtet werden sollte. Als Argument gegen die bisherige handwerkliche Ausbildung wird die fehlende Produktion in Österreich genannt. Entsprechend werden betriebswirtschaftliche Aspekte als wichtiger angesehen und vermehrt in die Lehrpläne genommen (vgl. Transkript 3, S. 11ff).

Diese Entwicklung sieht Eva eher negativ. Sie befürchtet eine verschwommene Ausbildung der SchülerInnen und eine weitere Abwertung des Handwerks:

„a bisserls Nähkenntnisse, a bisserl Marketing Kenntnisse, aber sie sind eigentlich nirgends mehr gut ausgebildet. Das Handwerk war bis jetzt eine sehr fundierte, gute Ausbildung.“

(Transkript 3, S. 12)

Das bedeutet aber auch, dass die handwerkliche Ausbildung einem autonomen, neoliberalen Subjekt überlassen wird, dass sich selbst ausbildet und handwerkliche Fähigkeiten weiterentwickelt, wenn die Möglichkeiten in den Schulen begrenzt sind. Birgit Rampula, die das Label *Amateur* betreibt, kann davon ebenfalls ein Lied singen. In den Sommermonaten nimmt sie regelmäßig Praktikantinnen von Modeschulen auf. Dabei ist ihr aufgefallen, dass es bei den jungen Frauen viele Defizite gibt, die sie nicht einordnen kann. Birgit ist es unbegreiflich, wie jemand in eine gut ausgestattete Modeschule gehen kann und dann noch nicht mal Siebdruck gelernt hat, um einfache Motive auf ein T-Shirt zu bringen. Sie muss sich immer die Zeit nehmen und den Praktikantinnen zeigen, wie das geht, obwohl sie solche Basics von der Schulausbildung erwartet. Auch für sie scheinen handwerkliche Fähigkeiten eher auszusterben. Birgit Ramupla berichtet von einer Freundin, die in einer Ausbildung zur Hutmacherin ist. Diese hat ähnliche Probleme, da das Formgeben nicht mehr ausführlich unterrichtet wird. Ihre Freundin muss sich die Metallformen auf Flohmärkten zusammensuchen, um etwas über diesen Prozess lernen zu können, da der Ausbildungsschwerpunkt auf Design liegt (vgl. Transkript 7: S. 2).

Dabei ist eine handwerkliche Ausbildung nicht rein auf die Fähigkeit etwas herzustellen zu

reduzieren. Eine Ausbildung umfasst zum Beispiel Nähen zu können, zu wissen welche Möglichkeiten es gibt, eine Innentasche zu befestigen und mit deren Fertigung Erfahrung gesammelt zu haben. Das alles ist Teil des Designprozesses wie Eva Lackner beschreibt:

„ich find's nicht mehr so als Nachteil zu wissen, wie die fertigungstechnische Umsetzung aussieht. Da fühle ich mich nicht mehr eingeschränkt in meinen kreativen Prozessen, weil ich schon weiß wie etwas genäht wird. [Von SchülerInnen hört sie oft:] Dann mache ich mir lieber nicht mehr so viele Ideen darüber wie es umgesetzt wird, als das ich meinen Ideen freien Lauf lasse. Aber das stimmt so nicht, weil ich kann darüber schon ganz viel beeinflussen, dass das Nähtechnische das Design unterstützt und nicht nachher [gesagt wird] uh, das schaut aber cool aus, aber wie mache ich das eigentlich. Und wenn ich's so mache, dann passt's nicht ganz oder die Naht ist nicht so haltbar und dann muss ich das Design nachher ändern und meine Idee umändern und so kann ich das gleich mit berücksichtigen.“ (vgl. Transkript 3, S. 13)

Diese Fähigkeiten sind natürlich für KMUs interessant, die noch viele Tätigkeiten selbst erledigen und davon leben, auf Kundenwünsche einzugehen. Die Kundenwünsche entsprechend berücksichtigen zu können oder bessere Varianten im Verkaufsgespräch vorzuschlagen sind genau mit diesem Designprozess verknüpft und dadurch auch mit Kenntnissen über die Fertigung verwoben (vgl. Transkript 1, S. 5f).

5.4.1 Akzeptiert sein als Unternehmerin

„Nach der Matura habe ich viel gespart, da ich noch bei den Eltern gewohnt habe und mir auch die Meisterklasse in Graz und die Lehrerausbildung selbst finanziert. Jetzt als erwachsene Frau bräuchte ich Geld, bekomme aber von den Eltern nichts mehr.“ (Transkript 1: 13)

Eva musste eine zeitlang um die Akzeptanz ihrer Zukunftspläne bei ihren KollegInnen kämpfen. Gerade von LehrerInnen kamen Befürchtungen, ob sie denn als Selbstständige bestehen kann. Gerade diejenigen, die noch sichere Arbeitsverträge oder gar Beamtenstatus haben, sehen Selbstständigkeit als Gefahr. Eva ist sich zwar bewusst, dass Selbstständigkeit auch mit Unsicherheit verbunden ist, sie sieht andererseits aber auch zu wenig Freiheiten für sich in der Institution Schule. Ein geplantes Leben sagt sie, ganz genau zu wissen wie das nächste Schuljahr aussieht, das wäre ihr zu eintönig auf Dauer. In ihrer Familie und dem Bekanntenkreis gab es zu Beginn ihrer Entscheidung ähnliche Reaktionen. Sie bricht aus dem klassischen Rollenmuster aus.

Eine Frau, die alleinstehend ist, Unternehmerin wird und anerkannte Sicherheiten aufgibt. Ihre Eltern, selbst Jahrzehntlang selbstständig, würden sie auch lieber als verheiratete Lehrerin und Mutter wissen, denn als selbständige Designerin.

Auch wenn ich nicht die Gelegenheit hatte dazu weitere Daten zu sammeln, werden hier Geschlechterkonflikte angedeutet. Der Soziologe Scott Lash hebt hier besonders die Rolle der Frauen in Deutschland und Österreich heraus, die in erster Linie (reproduktive) Hausarbeit leisten und dadurch potenziell eher zu einer Unterschicht zählen, anstatt relevante gesellschaftliche Positionen zu besetzen. Er macht dies zum einen daran fest, dass Hausarbeit zu Hause stattfindet und diese nicht entlohnt wird, wie es im Bereichen der Wohlfahrt oder bei privaten Dienstleistern der Fall ist. Zum anderen bringt er die Arbeitsbereiche von Frauen mit mechanischen Arbeiten in Verbindung, während Männer stärker mit Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT) zu tun haben. Dies wird im Haushalt sehr deutlich. Frauen verwenden technische Geräte, doch sind diese zu einem höheren Anteil mechanisch, wie der Staubsauger, die Waschmaschine oder der Tiefkühler. Männer sind eher diejenigen, die den Camcorder bedienen oder die Aufnahme des Videorekorders programmieren und das Vorrecht der TV Fernbedienung haben. Sie nutzen IKT wie selbstverständlich und üben, wie die Fernbedienung zeigt, auch in der eigenen Wohnung eine Vormachtstellung aus (vgl. Lash 1994: 132f). Diese Verhältnisse beginnen sich zu verändern, doch begegnen uns auch heute noch Menschen, die genau diese Muster verinnerlicht haben. Ein Blick auf das Verhältnis von Frauen in leitenden Positionen an Kunsthochschulen zu Technischen Universitäten bestätigt weiterhin die Schiefelage der Gleichstellung in Österreich.³³ Chris Rogler führt ähnliche Argumente wie Lash ins Feld. Rogler sieht gerade im neoliberalen Projekt eine weitere Verschärfung der Geschlechterverhältnisse am Arbeitsmarkt:

„Im Zuge der globalisierten wettbewerbsorientierten Modernisierung werden Tätigkeiten im Bereich der spezialisierten Informations und Finanzdienstleistungen gesellschaftlich äußerst hoch und überbewertet, während lokal gebundene Arbeitskulturen wie die zumeist weiblichen Dienstleistungen weltweit massiv ab und unterbewertet werden (Schunter-Kleemann 2001: 33f). Werden überdies Zuständigkeiten (z.B. für Kinderbetreuung, Reinigungstätigkeiten, Alten- und Krankenpflege) in den privaten Bereich verschoben, führt dies leicht zu einer Festschreibung oder gar Verschärfung bestehender Ungleichgewichte sowie einer „Refeudalisierung der Hausarbeit“ (ibid.: 34). Schließlich sind es nach wie vor überwiegend Frauen, die für Haushalt, Familie und unbezahlte Arbeit zuständig gemacht werden (BEIGEWUM 2002: 65). Steigt die Arbeitslast in diesen Bereichen, werden Frauen vom Arbeitsmarkt bzw. in prekäre Beschäftigungsverhältnisse

33 <http://science.orf.at/stories/1677631> vom 01.12.2011

gedrängt.“ (Rogler 2008: 17)

Eva Lackner ist durch ihre Ausbildung noch auf der besseren Seite, vergleicht man ihre Möglichkeiten mit migrantischen Frauen. Diese haben oft nur durch bezahlte Hausarbeit wie Putzen oder Babysitten die Möglichkeit ein Einkommen zu generieren. Gleichzeitig ermöglichen sie es dadurch anderen Frauen, mit höherem Einkommen, eben jenen besser bezahlten Tätigkeiten nachzugehen und Freizeit für sich in Anspruch zu nehmen. Generell lässt sich aber festhalten, dass besonders Frauen von Armut betroffen sind, und dies steigt mit dem Grad der gesellschaftlichen Diskriminierung. Entsprechend ist die Vorstellung Evas Eltern, sie verheiratet zu wissen, Ausdruck des herrschenden Modells des männlichen Einfamilienernährers. Die Stelle als Lehrerin an einer Modeschule, ein sicheres (Zusatz)Einkommen in einem für Frauen anerkannten Berufsbild (vgl. Rogler 2008: 17). Ökosoziale Mode, mit diesen Werten können die Eltern nicht viel anfangen, auch wenn sie sehen, dass es ihrer Tochter wichtig ist. Die kritischen Stimmen aus dem Bekanntenkreis haben sich auch erst später angefangen zu legen: *„Ich glaube, weil sie gesehen haben, dass es mir wirklich wichtig ist. [...] Dass es nicht sein muss, dass alles so schwierig ist und alles unmöglich ist und dass es nicht nur den sicheren oder den unsicheren Weg gibt“* (vgl. Transkript 1: 10, 12).

Der Wunsch nach Selbstbestimmung ist auch stark durch ihre Erfahrung als Lehrerin geprägt. Eva war einige Jahre lang Lehrerin an einer Modeschule und wurde dadurch permanent mit dem negativen Bild von LehrerInnen konfrontiert, das in den Medien zirkuliert. Hier spielen mediale Bewertungen eine Rolle, auf die sie keinen Einfluss nehmen kann. Sie hat die Berichterstattung der letzten Jahre geradezu als Lehrer-Hetze wahrgenommen. *„Man muss sich permanent für den eigenen Beruf entschuldigen, obwohl die täglichen Anforderungen auch so schon hoch genug sind“* (Transkript 3). Eva vergleicht die Fließbandarbeit in einer Näherei mit der in der Schule. Die zeitlichen Vorgaben sind so eng, dass die SchülerInnen keine Zeit mehr haben Fehler zu machen, und das müssen auch die LehrerInnen bei der Planung des Unterrichts berücksichtigen. In diesem Korsett fällt es schwer kreativ zu agieren und lustvoll und mit Spaß zu schneiden. Ohne die ganze Didaktik würde sie ganz anders unterrichten und die SchülerInnen sich selbst etwas erarbeiten lassen anstatt vorgefertigte Übungen zu machen. Die Ausbildung wird auch von manchen KollegInnen als zu verkopft gesehen. Zumal es Zeit braucht auch die SchülerInnen kennenzulernen und zu verstehen, wo ihre Schwierigkeiten liegen, um sie unterstützen zu können. Das gilt besonders für Lehrerinnen wie Eva, die eine Matura Klasse übernehmen, um sie auf die Reifeprüfung vorzubereiten.

„Aber das jetzt umkrempeln, dafür ist keine Zeit und das geht auf die eigene Kraft, da es kaum Teamarbeit zwischen LehrerInnen gibt. Gemeinsames Vorbereiten wäre eine Entlastung für alle und es gäbe mehr Zeit für die Schüler sich etwas erarbeiten zu lassen.“ (Transkript 1: S.4ff; vgl. auch Transkript 3, S. 11ff)

Dass Evas Erlebnisse kein Einzelfall sind, bestätigen auch zahlreiche Untersuchungen zur Situation von LehrerInnen in Österreich. Elisabeth Katschnig-Fasch beschreibt deren missliche Lage wie folgt:

„Was gestern noch in kulturelle Selbstverständlichkeit eingebettet war, wie das geregelte Generationenverhältnis, die Akzeptanz des Bildungskanons, Selbstdisziplin, Ordnung und ihre unhinterfragte Autorität, ist heute in den Tauschwert Leistung gegen Qualifikation eingegangen. Der Verlust an symbolischer Bedeutung ist nicht ersetzbar, er kann nur kaschiert werden. Die Verantwortung wird den Lehrern und Lehrerinnen angelastet, die nun nicht mehr mit ihrer natürlichen Autorität rechnen können. Ihre psychische und physische Überforderung sind markanter Ausdruck der Instabilität dieses Berufsmilieus und seiner gesellschaftlichen Positionierung. Diese Situation spiegelt die Krise des Bildungswesens jener hochindustrialisierten Länder wider, die vom tiefgreifenden, sozialen und politischen Strukturwandel und den ihn begleitenden, kulturellen Wertverschiebungen betroffen sind.“ (Katschnig-Fasch 2003: 125)

5.4.2 So sein wie ich bin – Werkfrauen im Einsatz

„So sein wie ich bin“ - diese Formel spricht vielen TeilnehmerInnen der Pioneers sowie den BesucherInnen der Infoabende aus der Seele. Das Plenum versucht über gemeinsame Aktionen nicht nur die Arbeit an den jeweiligen Projekten voranzubringen, sondern auch die Pioneers stärker zu vernetzen und dadurch auch weitere Ideen entstehen zu lassen. Durch den Lehrgang „Pioneers of Change“ hat Eva einige Frauen kennengelernt, die selbst gerne handwerklich arbeiten. Eines dieser dort entstandenen Projekte nennt sich Werkzeitraum. Dieses Projekt nimmt sich speziell dieser Art des Werkens an:

„freude, zufriedenheit, sinn, aktives gestalten, konsumkritische haltung, gemeinschaftliches, selbstorganisiertes, vernetztes agieren und die entwicklung von know-how zu nachhaltigem produzieren sind wichtig für prozesse des wandels. Menschen, die werken (z.B. Handarbeit, Handwerk) und denen nachhaltige Produkte (aus Bio-, Natur-, Recycling-Materialien) ein Anliegen

sind, kommen zusammen. Über Austausch und gemeinsames Tun entsteht Neues, Inspiration, Befruchtung - und Produkte, die auf einem gemeinsamen Markt Wirkung haben: Nachhaltige Entwicklung wird für KonsumentInnen auf lustvolle Art sicht-, angreif- und auch erlebbar, indem für die BesucherInnen Werk-Raum geschaffen wird.“³⁴

Daraus hat sich eine Gruppe entwickelt, die sich regelmäßig trifft und thematische Werkstunden organisiert, in denen alle Teilnehmerinnen ihr Know-how einbringen können. Die Themen werden spontan ausgemacht, so gibt es Vorschläge für Näharbeiten, Seife machen, Marmelade einkochen, Buchbinden oder T-Shirts bedrucken. Die notwendigen Materialien bringen die Werkfrauen mit oder werden durch das Zahlen eines Selbstbehalt angeschafft. Eine zeitlang stand sogar im Raum, ein gemeinsames Atelier mit anderen Werkfrauen zu mieten. Schlussendlich blieb aber nur Eva übrig, die sich sicher war, diesen Schritt in die berufliche Selbstständigkeit zu wagen, während sich die Lebensplanung bei anderen Frauen wieder geändert hat. So wurde die Idee mit dem Atelier von Eva erst mal fallen gelassen.

In dieser Atmosphäre erlebt Eva ein Tätig-Sein, das Rücksicht auf die eigene Stimmung und den eigenen Tagesrhythmus nimmt. Etwas, das ihr in ihrem Berufsleben oft fehlt. *Akkordarbeit und Serienproduktion gibt es nicht nur in der Fabrik, sondern auch beim Unterrichten*, meint sie. Hinzu kommt, dass manche der Werkweiber³⁵ sich für gewaltfreie Kommunikation (GFK) interessieren, und der Umgang miteinander dadurch als rücksichtsvoller erlebt wird. Das Nachfragen und Sprechen über die eigene Befindlichkeit sind wichtige Elemente bei der GFK.

In den veranstalteten Werkwochen kommen immer wieder Interessierte hinzu und kochen gemeinsam Obst und Gemüse ein oder informieren sich zu Guerilla Gardening und Ähnlichem. Die Tätigkeiten werden als nicht-ökonomisch wahrgenommen, da kein Profitinteresse besteht, sondern das gemeinsame Erleben und Tätig-Sein im Vordergrund steht (vgl. Transkript 3: 1f).

PR Arbeit ist wichtig in Evas Geschäft, aber diese kann manchmal auch zuwider werden. Sie nimmt dieses abstoßende Gefühl besonders wahr, wenn sie nur noch am Netzwerken ist und die einzige Tätigkeit darin besteht, Visitenkarten auszuteilen. Andererseits ist es wichtig sich zu präsentieren. Natürlich wäre es gut, sich gleich bei KundInnen und Freunden entsprechend zu vermarkten, wenn diese Eva auf das ein oder andere Stück ansprechen, das sie gerade trägt. Aber *„das fällt manchmal schwer, wenn man etwas für sich genäht hat und dies dann immer gleich mit dem Geschäftlichen in*

34 <http://www.pioneersofchange.at/> und <http://werkzeitraum.wordpress.com/about/> vom 20.11.2011

35 Eigenbezeichnung, vgl. <http://werkzeitraum.wordpress.com/about/> vom 20.11.2011

Verbindung bringen soll“ (vgl. Transkript 1: 6). Das bedeutet für Eva, dass die Treffen mit den Werkweibern zu PR freien Orten werden. Sie tauscht sich zwar über ihr Leben und Problemchen mit ihrem Label mit den anderen Weibern aus, stellt aber die Selbstvermarktung ein und erwartet, dass die Leute bei ihr kaufen, weil sie die das Design ansprechend finden und Evas unaufdringliche Art schätzen. Also auch hier der Wunsch nach Authentizität und Anerkennung, der ihr in anderen Lebensbereichen verwehrt wird (vgl. Transkript 1; 3).

„Das Umfeld will dich immer so haben wie du bist, aber man verändert sich.“ Da stellt sich ihr die Frage, wie man miteinander kommunizieren kann, dass man sich verändert. Wichtig wäre ihr, nicht gezwungen zu werden, stehen zu bleiben, aber gleichzeitig auch nicht zwingen zu müssen, mit ihrem Tempo und ihren Ideen zu gehen. Zuhören, nicht werten oder verurteilen, emphatisch sein – diese Dinge geben eine ganz andere Qualität in einer Beziehung, wie Eva meint. *„Dadurch ist man öfter allein, aber ich fühle mich mehr wertgeschätzt.“* Authentisch und ehrlich sein bei den Pioneers hat sie am Anfang erst etwas eingeschüchtert. Emotionen zeigen und aussprechen können, das man jetzt etwas nicht mag. Sie musste lernen, den Moment zu leben und keine Eigenschaften bei anderen Menschen festzuschreiben. Das bedeutet, dass man auch schwach sein darf, wenn man sich gerade so fühlt und nicht immer eine fremdbestimmte Leistung abrufen muss:

„Als Person hast du immer Platz. Das beeinflusst nicht die Qualität der Arbeit, ganz im Gegenteil. So spielt Unausgesprochenes ja immer unterbewusst mit. Deswegen gibt es auch immer die Eröffnungsrunden, in denen man erzählt wie es einem gerade geht. Lernen funktioniert nur über die Beziehungsebene. Es geht besser, wenn man fröhlich ist, aber man kann das nicht immer sein. Das merken auch meine SchülerInnen, wenn ich gut drauf bin.“ (Transkript 1: 15)

6. A Human Economy?

„Not long ago I attended a meeting of old Trotskyites. It was principally a celebration of an author who was in his nineties. The atmosphere was warm and mutually supportive. At the end, a man stood up and said “Comrades, tea is now available. Unfortunately, because we live in a capitalist society, we will have to charge you 30 pence a cup.” [...] Capitalism may be said to be that variant of market economy in which the owners of big money control, for example, the right of most people to work for a living. But when a few friends make a service available to those who choose it and seek to recover their costs by charging a price below the public norm, that is not capitalism. The rejection of market civilisation which led to some fairly disastrous experiments in state socialism was based on this confusion.“ (Hart 2000: 9)

Was aber, wenn der umgekehrte Fall eintritt und der Service für Freunde zum Geschäft wird? So erlebte es eine meiner Interviewpartnerinnen, die in ihrer Freizeit Yoga Stunden nimmt. Diese sind für sie wichtig, um wieder Energie zu tanken, wie sie sagt, und Gleichgesinnte zu treffen. Sie machte aber die Erfahrung, dass freie Übungsstunden unverhältnismäßig hoch berechnet wurden. Wie in Harts Beispiel nimmt sie ein Missverhältnis von Geben und Nehmen wahr. Das Problem liegt also nicht darin, einen Raum als gemeinsamen Übungsort zu finanzieren, sondern darin, einen hohen Beitrag zu bezahlen und die eigentliche Arbeit zu leisten. Da die Übungsstunden gemischt sind, also Anfänger wie Profis zusammen üben, gibt es einen Wissenstransfer. Die Erfahrenen übernehmen dadurch Aufgaben der Ausbilder und entlasten diese, müssen aber voll zahlen. Hilfestellung geben gehört dazu und wird laut einer Teilnehmerin auch als Bereicherung erlebt. Helfen ist eine Ausgangsbasis für Freundschaften. Doch es ist auch Arbeit, und warum sollte man für die eigene Unterrichtstätigkeit voll zahlen müssen? Gerade diese Freundschaft unter Yoga ExpertInnen ist es, die es möglich macht zu sagen „So nicht“. So entstehen von verschiedenen Seiten aus Pläne etwas Eigenes zu machen, das den Bedürfnissen nachkommt, einen Übungsraum zu haben und nicht das Gefühl mit sich zu tragen, nur so lange Teil einer Gemeinschaft zu sein, so lange dafür gezahlt wird. Der Widerspruch zwischen den Idealen/der Philosophie in der Yoga Ausbildung und gelebter Praxis, scheint in diesem Fall nicht mehr überbrückbar. Ähnliche Ansichten über Ökonomie finden sich auch bei der Designerin Eva Lackner: *„Also wenn ich das [gemeint ist Kleidung entwerfen] nur wegen des Geldes mache, dann ist das der Zugang, den ich in erster Linie nicht haben will. Sondern ich will etwas Schönes machen und nicht die ganze Zeit daran denken, dann verdiene ich soviel und wenn ich alles verkaufe so und so viel. Und dass das dann nicht die erste Motivation ist, sondern etwas, das dann automatisch zurück fließt, wenn es nett*

ausschaut und ich den Wert festlege, was es kostet, dann kommt es eh rein.“ (Transkript 3: Z159ff)

In beiden Geschichten wird angedeutet, dass es eine Ökonomie gibt, die von moralisch-, ethisch- und demokratischen Überlegungen befreit agiert und die von meinen Gesprächspartnerinnen als negativ erlebt wird. In den Wirtschaftswissenschaften gab es diese Trennung lange Zeit nicht, oder besser gesagt noch zu Zeiten der Moralphilosophie, wie sie ein Adam Smith betrieben hat. Durch die Revolution der Marginalisten sollte sich dies ändern. Für die Marginalisten wie Carl Menger waren Liberalismus, Freihandel und Kapitalismus Bestandteile, die ein gutes Leben (good-life) ausmachen (vgl. Hann 2010: 190f). So verschwanden bis 1930 ein Großteil der Diskussionen über Werte aus der ökonomischen Theorie und wurden in Form der Wirtschaftsethik ausgelagert. Wert wurde zu etwas Diffusem, Subjektivem und dadurch unwissenschaftlich. Psychologie und Soziologie sollten sich damit beschäftigen, aber nicht die Ökonomie. Man ging paradoxerweise so weit zu sagen, dass Rational Choice Ansätze mehr über Verhalten aussagen, da sie wertfrei sind. Smiths Frage, ob wir auf dem Markt gerecht entlohnt werden, wurde obsolet, da es in der Theorie keine Gerechtigkeitsvorstellungen mehr außerhalb des Marktes gab. Anders ausgedrückt: Der Markt wird per Definition als gerecht gesehen (vgl. Graeber 2005: 440ff).

Diese Formel wird auch von Eva Lackner unbewusst übernommen: „[...] *wenn es nett ausschaut und ich den Wert festlege, was es kostet, dann kommt es eh rein*“ (Transkript 3: Z159ff). Aber was bedeutet das in der Praxis?

Eva verlangt für einen Mantel ca. 150 Euro, wobei sie mit dem Preis hinaufgehen wird, da viel Arbeit drinnen steckt. Momentan sagt sie, dass sie froh ist, wenn sie die Arbeitszeit wieder rein bekommt. Wenn sie erst mal selbstständig ist, ändert sich sowieso einiges und sie muss auch noch steuerliche Abgaben mit einberechnen, was die Kosten natürlich erhöht.

Preisgestaltung muss auch gelernt werden. So hat Eva ihren Vater als Experten hinzugezogen, da er jahrzehntelang einen Lebensmittelgroßhandel geführt hat. Die beiden sind zusammen durch einige Geschäfte gebummelt und ihr Vater hat sich zu den Kleidungsstücken Notizen gemacht und auf die Endkalkulation 100% draufgeschlagen. In der Bekleidungsbranche ist eine Multiplikator von 2,5 üblich wie die Einzelhändlerin Kathrin Haumer bestätigt. Diese Gewinnspanne hilft ihr Teuerungen abzufangen. Laut Kathrin wird gerade Biobaumwolle jedes Jahr teurer und sie müsste für ein T-Shirt jedes Jahr zwei Euro mehr verlangen. Die Verteuerung geht bei bestimmten Warengruppen wie Jacken, Mäntel und Hosen leichter als bei T-Shirts. Diese würden um die 40 Euro kosten, wenn sie jede Verteuerung an die Kunden weitergeben würde. Auch Birgit Rampula, die keine Ökomode vertreibt, sieht gerade bei T-Shirts, dass diese Warengruppe einfach nicht konkurrenzfähig ist, wenn sie die Preise, die sie berechnen müsste mit jenen von Großhändlern wie H & M oder C & A

vergleicht (vgl. Transkript 5: S. 13; Transkript 7: S. 2). Das Ansteigen der Rohstoffpreise bestätigt Hauer. Nach seinen Angaben ziehen diese seit 2002 beständig an, was auf die Nachfrage der Schwellenländer zurückzuführen ist. Gerade die Großeinkäufe Indiens und Chinas sorgen für höhere Preise auf dem Weltmarkt (vgl. Hauer 2009: 59).

Birgit hat nur selten T-Shirts im Sortiment. Ihre Stoffbären sind allerdings ein Stammgast in ihrem Laden und komplettieren mit ihren Knopfaugen den Stil, der sich durch Birgits Kollektionen und die Gestaltung ihres Shops zieht. Die Bären verkauft sie für ca. 50 Euro, doch meint sie, wenn sie die tatsächliche Arbeit einberechnen würde, wäre das sicher doppelt so viel und damit nicht mehr zu verkaufen. Sie näht diese Stoffbären gerne und nimmt einiges an Mehrarbeit in Kauf, um sie in der Kollektion zu halten (vgl. Transkript 7).

Es kommt auf das Gesamtpaket an, das in einem Geschäft vorzufinden ist. Kathrin Haumer beschreibt ihre Preisgestaltung genau so. Durch ihre Lage abseits der Einkaufsmeilen im neunten Bezirk hat sie keine direkte Konkurrenz und bietet daher eine breitere Palette an und sogar das ein oder andere Stück für Herren. Bei räumlicher Konzentration mehrerer Geschäfte findet man meistens eine diversifizierte Produktpalette. Laura Ebenberg sitzt genau am Beginn der Neubaugasse und muss sich trotz Ökofairer Labels auch an der Nachbarschaft orientieren und ihr Sortiment eher an der Laufkundschaft ausrichten. Kathrin, ebenso wie Birgit, kennt viele KundInnen persönlich und weiß, dass ein guter Teil aus der näheren Umgebung zu ihr einkaufen kommt. Die Sortimentsbildung beginnt mit dem Kundengespräch. Mit der Zeit lernt man die Wünsche und Vorlieben kennen und kann diese beim Einkauf berücksichtigen. Kathrin führt extra Buch um Kundenwünsche auch nachbestellen zu können oder ähnliche Modelle zu besorgen, sollte die passende Größe nicht mehr auf Lager sein. Wie die T-Shirt Preise zeigen, sind manche Warengruppen einfach nicht konkurrenzfähig. Dieses Missverhältnis muss auch Kathrin ausgleichen. Sie überlegt sich, was sie selbst für dieses oder jenes Stück bereit wäre zu zahlen und kombiniert ihre Erfahrung mit den Kalkulationen aus dem textilwirtschaftlichen Rechnen (vgl. Transkript 5: 6).

Eva Lackner berechnet ihre Produkte durch das Anfertigen von Skizzen, die das Endprodukt zeigen und lässt die Materialkosten einfließen. Wie viel Material sie braucht, kann sie durch ihre Arbeitserfahrung abschätzen. Genauere Werte hat sie nach dem Anfertigen eines Prototypen, da natürlich auch die Fertigungstechnik ausschlaggebend für den Materialverbrauch ist, sowie die Stückzahlen, die hergestellt werden. Gerade die Stoffbeschaffung ist ein Knackpunkt bei kleineren Produktionen, da geringe Mengen viel mehr kosten. Dies merkt auch Birgit Rampula, obwohl sie

nicht gezielt ökologisch zertifizierte Stoffe verwendet, sondern auf Reste zurückgreift, die sie bei Kommissionshändlern erwirbt. Eva Lackner meint zwar, dass ein Großeinkauf möglich wäre, doch was macht man mit so viel Stoff in einer Farbe? Selbst wenn man das Material mit anderen Labels teilen würde, hätten die Boutiquen dann zu viele Teile in der gleichen Farbe und dem gleichen Stoff, das wäre einfach nicht gut. Bei Eva kommt hinzu, dass sie als Mindeststandard Ökotex 100 zertifizierte Stoffe verwendet, wenn erhältlich, sogar das als besser bewertete GOTS. Doch hier sind auch nicht immer alle Stoffe in den gerade benötigten Farben erhältlich. Aufgrund der hohen Abnahmemengen und vergleichsweise hohen Kosten bei geringeren Mengen wird selten direkt bei einem Hersteller eingekauft. Als Bezugsquellen dienen meist Zwischenhändler im Internet, über die Restposten oder kleinere Mengen bezogen werden können. Eine andere Variante sind größere Textilhersteller, von denen man ebenfalls Restposten erstehen kann. Stoffe aus der Kindermode, wie sie bei der Firma Popolini verwendet werden, eignen sich sehr gut, da Kindermode meist ohnehin mit Öko-Stoffen hergestellt wird, da Kinder als sensibler als Erwachsene gesehen werden.

Kosten setzen sich nicht nur aus dem zusammen, was Material und Arbeitszeit wert sind. Die Konkurrenz zu beobachten gehört ebenfalls zu Preisgestaltung. Zwar freuen sich alle befragten Designerinnen und Shop Betreiberinnen, wenn es mehr Geschäfte gibt, die nachhaltige Waren vertreiben, dennoch zwingt das auch zur Senkung der eigenen Preise. So ist z.B. die Marke „Göttin des Glücks“ ein geschätztes Label aus dem EZA Bereich, andererseits ist für Eva Lackner klar, dass sie einen Mantel nur bis zu einem gewissen Preis anbieten kann. Der EZA Bereich kann wesentlich günstiger produzieren aufgrund geringerer Lohnkosten und Zollerleichterungen sowie größeren Ankäufen von Rohstoffen. Dazu kommt, dass sie im Bereich der Öko-Mode mit einem ähnlichen Kundensegment zu tun hat – und, auch wenn es niemand so nennen will, in Konkurrenz zueinander stehen. Die Einzelanfertigungen, die Eva noch abarbeitet, sind sehr zeitintensiv und dadurch auch teurer. Es gilt also noch auszutüfteln, welche dieser Anfertigungen sich als Prototyp für eine Serienfertigung eignen. So lassen sich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Den Prototyp muss dann nur noch an die gängigsten Größen angepasst werden, um dann in Produktion zu gehen. Durch diese Standardisierung, die aber auch noch genug Luft für Änderungswünsche lässt, lassen sich die Herstellungskosten nochmals reduzieren.

Da ein Großteil der Industrie nach Osteuropa und Asien abgewandert ist, gibt es in Wien kaum eine Möglichkeit, günstig nähen zu lassen. Das wäre aber genau das, was junge DesignerInnen mit eigenen Labels brauchen: Eine Möglichkeit kleine Serien kostengünstig herzustellen. Das sieht Laura Ebenberg als Shop Betreiberin genauso. Sie erzählt von Gesprächen mit

Gewerkschafterinnen, die ihr geraten haben, sich Betriebe zu suchen, die von Frauen selbst geführt werden, da man sonst Gefahr läuft, dass die Produktion wieder zu Dumpingpreisen ausgelagert wird obwohl „Made in Austria“ drauf steht. Laura ist sich nicht mehr ganz sicher, was der Stundenlohn in Österreich beträgt, aber sie schätzt den Mindestsatz auf um die 6 Euro die Stunde, eine für sie schlechte Entlohnung. Als Shopbetreiberin lässt sie keine Kleider anfertigen, hat aber mit den Preisen zu tun, die Labels an sie weitergeben. Trotzdem sagt sie, dass auch 8 bis 9 Euro durchaus gerechtfertigt und zu zahlen wären. Mehr würde sie zwar auch noch verstehen, doch sind Stundenlöhne um die 12 Euro nicht mehr realistisch, da sich die Kleidung dann kaum noch jemand leisten kann. Eine Möglichkeit in Wien zu produzieren ist die Näherei der Volkshilfe Wien. Die Volkshilfe Wien bietet zahlreiche Beschäftigungsprojekte an, darunter auch eine Näherei, die im Rahmen des Projekts Merit langzeitarbeitslose Frauen auf den Arbeitsmarkt vorbereiten soll.³⁶ Auf der Webseite wird explizit mit der Herstellung von Prototypen und Serien für DesignerInnen geworben.

Die Befriedigung bei der Arbeit ist allerdings keine reine Frage des Geldes. Bei Kathrin sind das die Komplimente, die sie von der Kundschaft erhält im Bezug auf das Ambiente ihres Geschäfts und die jeweiligen Kollektionen, die sie anbietet. Das ist bei der Designerin Eva Lackerner nicht anders, die u.a. durch das Feedback auf Weihnachtsmärkten ihre Bestätigung findet. Bei ihr spielt die Beziehung zu den KundInnen eine entscheidende Rolle. Wenn ein Kleidungsstück Gefallen findet und der Person gut steht, erlebt sie das als Bereicherung (vgl. Transkript 5: 7f; Transkript 1 und 3). Kathrin sieht einen direkten Zusammenhang zwischen fehlenden Kenntnissen der Arbeitsabläufe und der fehlenden Wertschätzung von Kleidung als Massenware: *„[...] das merkt man auch bei großen Konzernen, [da sind] dann Leute an der Spitze, die keine Ahnung von Produktion haben, die nicht mal eine Naht nähen können, die nicht wissen, wie eine Nähmaschine aufgebaut ist. Die aber anschaffen, wie etwas produziert werden muss, die auch die Preise festsetzen, die teilweise unrealistisch sind. Dadurch kommen die Dumpingpreise zustande, dass diese Leute eigentlich keine Ahnung von Produktion haben. Immer nur drücken, drücken, den Preis drücken, anstatt sich mal hinzusetzen und zu überlegen, was brauche ich denn alles um ein Shirt zu nähen“* (Transkript 5: 8). Für Kathrin sollte der Bezug zur Ware und der Herstellung gerade bei den KonsumentInnen nicht verloren gehen, ihre Erfahrung zeigt allerdings eine gegenläufige Entwicklung.

Alle von mir befragten Einzelhändlerinnen und Designerinnen meinen, dass Langlebigkeit und sich Wohlfühlen wichtige Komponenten sind. Dazu kommen Gütekriterien wie das Tragegefühl und die Qualität der Fasern. Letztere erfordert ein Gespür, dass sich HändlerInnen wie Kathrin über Jahre

36 <http://www.volkshilfe-beschaeftigung.at/betriebeundprojekte/merit> und <http://www.volkshilfe-beschaeftigung.at/dienstleistung/schneiderei> vom 20.11.2011

aneignen. Manche Kleidungsstücke werden extra mehrmals gewaschen um sicherzugehen, dass die Fasern auch eine gewisse Qualität haben und nicht verziehen. Neben dem Verziehen sind Verarbeitungsmerkmale wie saubere Nähte oder ein symmetrisches Aussehen der Teile wichtige Qualitätskriterien. In einem Gespräch merkt Eva an, dass man saubere und damit langlebige Nähte auch bei DesignerInnen großer Firmen manchmal vermisst. Sie hat nichts gegen asymmetrische Kleidungsstücke, doch erzählt sie mit einem Schmunzeln, sollten diese dann vom Design her so gewollt sein (vgl. Transkript 5: 9; Transkript 1).

Solche Aspekte kommen in Beratungsgesprächen oder Businessplänen kaum vor. Der Anthropologe David Graeber sieht deshalb ein Übermaß an formaler Ökonomie:

„Nowadays, economists tend to limit themselves to producing mathematical models of how economic actors allocate scarce resources in pursuit of profit, or how consumers rank their preferences; they do not ask what those actors are ultimately trying to achieve in life or why consumers want to consume the things they do.“ (Graeber 2005: 439)

Das Alltagsleben zeigt uns immer wieder, dass es in der Regel fließende Übergänge zwischen verschiedensten Handlungsmöglichkeiten gibt. Nehmen wir nur die Gleichzeitigkeit von Geld als „harter“ Währung und Fetisch, sowie diverse Formen der Tausch und Schenkökonomie. Wenn wir uns also nur als rationale Entscheidungstreffer sehen, sollten wir lt. Graeber (2010) einen Blick auf jene Institutionen werfen, die unsere Wahrnehmung dementsprechend formen. In kapitalistischen Gesellschaften ist dies u.a. der Markt, der wie eine Kosmologie wirkt und Vorstellungen darüber liefert, was Mensch-Sein ausmacht (vgl. Graeber 2010: 3ff).

„[...] life is a marketplace, we all are isolated individuals entering contractual relations [...]“ (Graeber 2010: 3).

In einem seiner neuesten Bücher diskutiert Graeber (2011a) u.a. die Formel *„one has to pay one's debts“*. Diese Formel wird im Zusammenhang mit der Verschuldung des globalen Südens verwendet, aber auch wenn es um die aktuelle Schuldenkrise geht. Risiko ist das Zauberwort. Ohne Risiko würde das Finanzwesen nicht funktionieren. Man stelle sich eine Bank vor, die per Gesetz garantiert ihre Investitionssumme plus Ertrag zurück bekommt. Die Wettannahmestellen und Casinos wären voll mit Menschen, die diese neue Kreditmöglichkeit nutzen würden. Der IMF produziert aber gerade diese Szenario. Anstatt auf Kreditnehmer zu warten, werden Nationen dazu gebracht, ihre Wirtschaft darauf auszurichten, Investoren Zugang zur eigenen Wirtschaft zu

gewähren und meist exportorientierte Unternehmen zu begünstigen. Wenn das Policy Making des IMF nicht aufgehen sollte, stehen diese Staaten in der Schuld der Gläubiger. Die Rückzahlung von Schulden hat also weniger etwas mit ökonomischer Theorie zu tun, als mit einer moralischen Aussage. Dahinter verbergen sich Themen wie Verantwortung gegenüber jemand anderen zu übernehmen, sowie die Schuld zu begleichen, die jemandem zu steht. Gleichzeitig wird angenommen, dass es unverantwortlich oder gar heimtückisch ist, ein Versprechen zu brechen oder seine Schulden nicht zu zahlen. Graeber bringt ein Beispiel aus Madagaskar, in dem gerade das Unmoralische an dieser Aussage deutlich wird. In den Bergregionen wurde Malaria ausgerottet, tauchte aber Jahre später wieder auf und traf auf Menschen, die ihre Immunabwehr durch die längere Abwesenheit der Malaria verloren hatten. Monitoring Programme sollten die brütenden Fliegen im Auge behalten um durch Chemieeinsatz deren Population zu verringern. Diese Programme wurden aufgrund der Verschuldung beim IMF und den Sparauflagen eingestellt. Das Resultat lag bei 10,000 Toten durch eine Malaria-Epidemie, die mit finanziellen Aufwendungen hätte verhindert werden können. Summen, die für Gläubiger wie die Citibank nicht ins Gewicht fallen. Was Schuld angeht, so sieht Graeber in genau solchen moralischen Statements eine Verschleierung der wahren Verhältnisse, die auf Abhängigkeit und Gewalt basieren. Im Endeffekt ist es das Opfer, das durch sein Verhalten etwas falsch macht. In diesem Fall wurde es vorgezogen, 10,000 Menschenleben zu opfern, um die Sparauflagen zu erfüllen. (vgl. Graeber 2011a: 2ff)

David Graeber (2007: 77ff) sieht den Kern des sozialen Lebens darin, dass Menschen produziert und reproduziert werden. Die Güterproduktion ist diesen Vorgängen untergeordnet, dennoch nehmen wir es anders wahr, wie in der Diskussion um Kreativität gezeigt wurde. Eine Ursache dafür liegt in der Ideologie des Konsumierens:

1. Menschliche Bedürfnisse entstehen in dieser Sichtweise aus der Beziehung zwischen einem Individuum und einer Wunschvorstellung, anstatt aus zwischenmenschlichen Beziehungen.
2. Die Beziehung zu anderen Individuen ist durch den Kampf um Autonomie gekennzeichnet, der mit der Einverleibung und Zerstörung der Umwelt einhergeht.
3. Aufgrund dieser Autonomie wird es schwierig „echte“ oder „authentische“ Beziehungen mit anderen Menschen einzugehen. (siehe auch die Diskussion um Authentizität)
4. Die Gesellschaft wird durch den ökonomischen Blick als riesige Maschine wahrgenommen,

die auf der einen Seite produziert und auf der anderen Seite vernichtet. Die menschliche Bestimmung in dieser Maschine besteht entweder aus der Güterproduktion oder dem (zeremoniellen) Konsum der hergestellten Waren. Dadurch wird ein Großteil menschlichen Handlungsmöglichkeiten ausgeblendet, und es entsteht eine Logik, die in keinsten Weise als nachhaltig verstanden werden kann.

(vgl. Graeber 2007: 77ff)

Hart et. al. (2010) bedienen sich des alten Sprichworts, dass die Ökonomie vor den Ökonomen gerettet werden muss. Ein menschlicher Anstrich ist laut den Autoren überfällig und sollte sich an den folgenden vier Punkten orientieren:

1. It is made and remade by people; economics should be of practical use to us all in our daily lives.
2. It should address a great variety of particular situations in all their institutional complexity.
3. It must be based on a more holistic conception of everyone's needs and interests.
4. It has to address humanity as a whole and the world society we are making.

(Hart et. al. 2010: 5)

Dadurch soll es möglich werden, wieder reale Menschen und ihre verschiedenen Beziehungen zueinander in den Mittelpunkt zu rücken:

„People as such play almost no part in the calculations of economists and they find no particular reflection of themselves in the quantities published by the media. The economy is rather conceived of as an impersonal machine, remote from the everyday experience of most people.“ (Hart et. al. 2010: 4)

Den Autoren geht es dabei nicht darum, das Rad neu zu erfinden. Vielmehr sollte auf Bekanntem aufgebaut werden, eben dem, was Menschen im Alltag tun. Ökonomisches Handeln nimmt eine wichtige Stellung ein, wenn es darum geht eine gerechtere Welt zu schaffen. Diese Ausführungen

beziehen sich auf die Arbeiten von Marcel Mauss und Karl Polanyi, die ähnliche Projekte verfolgten. In Mauss Buch „Die Gabe“ (2001) beschreibt dieser, dass Gesellschaft nicht als a priori angenommen werden kann, denn sie befindet sich in einem Prozess ständigen Werdens. Eine weitere, wichtige Erkenntnis betrifft das Schenken. Schenken ist eine Art mit anderen Menschen und Gesellschaften in Kontakt zu treten und somit die Grenzen der eigenen Gesellschaft zu erweitern. Hart et. al. stellen deshalb fest, dass keine Gesellschaft für sich autark bestehen kann und immer im Austausch mit anderen ist. Aus diesen Überlegungen schließen sie, dass Geld und Märkte etwas Universelles sind, und Versuche diese abzuschaffen, katastrophale Folgen hätten.

Karl Polanyi untersuchte den Einfluss von Institutionen auf Distributionsmechanismen und die Ungleichheit, die diese erzeugen. Die in der Öffentlichkeit präsentierte Dichotomie von mehr Staat auf der einen Seite und freier Marktwirtschaft auf der Anderen, greift hier lt. Hart et. al. zu kurz, da beide Positionen unpersönlich sind, oder anders ausgedrückt, auf menschlichen Abstraktionen aufbauen und reale Personen kaum einbezogen werden. Man denke an dieser Stelle auch zurück an die Diskussion um den methodischen Nationalismus zu Beginn der Arbeit. Der dritte Weg, den die Autoren fordern, bezieht reale Menschen und deren Alltag mit ein und lässt sie teilhaben an der Gestaltung einer solchen Human Economy. (vgl. Hart et. al. 2010: 7ff)

Hart et. al. legen drei weitere Prinzipien fest, mit deren Hilfe sie sich auf die Suche nach Rahmenbedingungen für eine Human Economy machen.:

1. Rationalität als menschliche Eigenschaft wurde zur Nutzenmaximierung degradiert. Die Resultate sind weltweit steigende Ungleichheiten, sowie eine kaum fassbare Verschwendung natürlicher Ressourcen. Das hat nichts mit Nachhaltigkeit zu tun.
2. Es besteht ein Bedarf an einer Solidarität zwischen den Generationen. Dazu zählt der Abbau herrschender Ungleichheiten, aber auch die Erhaltung unseres Lebensraumes für zukünftige Generationen.
3. Der dritte Punkt ist eher methodischer Natur und fordert eine stärkere Verknüpfung von Theorie und Praxis beim Umgang mit gesellschaftlichen Problemen. Die Autoren spielen hier auf das World Social Forum 2009 an und die Forderungen nach verstärkter Zusammenarbeit die Aktivisten zusammen mit Wissenschaftlern erarbeitet haben.

(vgl. Hart et. al. 2010: 9f)

Beim dritten Punkt setzt auch Richard Wilk an, der moniert, dass die Anthropologie viel zu wenig zu wichtigen (Forschungs)Bereichen des täglichen Lebens zu sagen hat, und spricht dabei besonders die Konsum- und Nachhaltigkeitsforschung an (vgl. Wilk 2009).

In den folgenden Beispielen versuche ich anhand der Situation meiner Interviewpartnerinnen nachzuzeichnen, ob und welche dieser Vorschläge zu einer Human Economy einen Sinn ergeben.

6.1 Beispiel Mehrfachbelastung

Im Falle von Eva treffen mehrere Arbeitsrhythmen aufeinander. Die der Lehrerin und der Designerin. Beide zusammen können auslaugen und die Werkfrauen sind eine Gruppe, in der wieder Energie getankt werden kann. Es ist ebenfalls ein Platz, an dem persönliche Dinge besprochen werden können und nicht immer die Arbeit im Vordergrund steht. Damit sind vor allem Unsicherheiten gemeint, wie es weiter geht mit der Selbstständigkeit und damit verbundene Fragen und Sorgen. Laut Eva geht es anderen Pioneers auch so (vgl. Transkript 1, S. 3; Transkript 2: 3f). Gerade bei den Pioneers of Change sind viele Idealisten, die die Welt verändern wollen und sich so viele Projekte aufladen, dass sie irgendwann an den Rande eines Burnouts kommen: *„weil du vergisst Pausen zu machen und wo du dann in so einem abgewirkten Zustand kommst, weil du halt so dabei bist mit deinem ganzen Wesen und nicht nur irgendwohin gehst 8 Stunden lang und wieder raus gehst. Da kann man viel leichter abschalten. Sondern du trägst die Idee weiter nach Hause und arbeitest daran, auch vor dem Schlafen gehen und in der Früh gleich wieder weiter. [...] Ich glaube, dass das bei vielen ein Problem ist. Dass sie in vielen Projekten drin waren, wo es so partizipativ abläuft und jeder was einbringt. [...] Dann merkst du aber, dass du nur begrenzte Energie hast“* (Transkript 2: 4).

Die Erfahrung mit der begrenzten Energie teilen alle Frauen, mit denen ich gesprochen habe. Birgit Rampula hat z.B. 40h pro Woche als Innenausstatterin gearbeitet, während sie ihr Label aufgebaut hat. Sie berichtet, dass sie nach einem Arbeitstag selten noch den Kopf hatte, sich um andere Dinge zu kümmern. Ähnliches gilt für Laura Ebenberg, die als Visagistin tätig war (vgl. Transkript 7: 1). Auf einer Messe hat Eva spanische Kollegen kennengelernt und sie gefragt, wie sie mit der Situation des Überarbeitens umgehen. Als Antwort bekam sie: *„We did overwork“* (vgl. Transkript 1:). Ein Ende der Überarbeitung war auch für Eva lange Zeit nicht zu sehen. Die Belastung war spürbar. Eine für sie stimmige Interpretation hat sie durch Diskussionen mit den Pioneers und Coaches erhalten:

„Dass ich eben von mir aus darauf gekommen bin, dass es so eine temporäre Überarbeitungssituation war, wo es nicht die optimale Lösung gibt, sondern wo es eher um einen guten Arbeitsrhythmus geht. Und wenn du zwei Jobs hast, ist das immer schwierig, wenn sich der eigenen Rhythmus nach wem anderen richtet. Das macht's dann leichter ganz bewusst auf den eigenen zu schauen, die eigene Zeit und die dann zu strukturieren. Das ist dann eine Sache der Einteilung und Disziplin, das dann einzuhalten. Ich habs dann eh so in privaten Gesprächen gelöst,

habe geschaut, wie es den anderen geht und wie die tun und habe dann gemerkt, dass viel damit zusammenhängt, dass einige Fragen für mich noch nicht ganz geklärt waren. Und in Phasen, wo es ohnehin ganz dicht ist, habe ich mir dann so grundsätzliche Fragen gestellt. So wie ich das Projekt angehen will und wie's weitergehen wird. Also das Hinterfragen von dem, wie es eigentlich grundsätzlich gehen soll, selbstständig zu arbeiten. In diesem Gedankenkreis habe ich mich bewegt ohne dann was weiter zu bringen. Und das glaube ich war so mein Problem, dass ich grundsätzlich gedacht habe, ich müsste eine Entscheidung treffen, ob ich das überhaupt schaffen kann als Einzelunternehmerin. Oder ob es da nicht viel mehr Netzwerk braucht oder PartnerInnen, und da bin ich so ein bisschen festgehängt drinnen. Ich weiß gar nicht mehr genau. Das war so eine Mischung aus alles zu viel, Schule und ständig nähen und wie kann das überhaupt funktionieren, und keine Zeit zu haben, um sich auf eine Sache zu konzentrieren. Das wirft dann Fragen auf, wie man sich die Tage einteilt und so ein kleines Unternehmen am Laufen hält.“ (vgl. Transkript 2)

Diese Situation bewog Eva ihren Lehrerberuf aufzugeben, um sich nicht ständig auf zwei Arbeitsrhythmen aufteilen zu müssen. Sie überlegt das Unternehmer Gründerprogramm (UGP) des AMS zu nutzen, um sich selbstständig zu machen, und hofft für einen kurzen Zeitraum eine geschützte Umgebung zu haben, in der sie sich nur auf ihr Projekt konzentrieren kann. Kathrin Haumer und Birgit Rampula haben das UGP bereits absolviert. Sie bewerten beide die Betreuung durch eine externe Consulting Firma als durchweg positiv, da sie nicht den Eindruck hatten, das AMS wäre auf GründerInnen spezialisiert. Die im UGP vermittelten betriebswirtschaftlichen und gesetzlichen Grundlagen der Unternehmensführung sind wichtig, aber nicht das eigentlich Wertvolle, das die Teilnehmerinnen am UGP mitgenommen haben.

Kathrin Haumer spricht über ihre Geschäftsidee, die sie bereits vor ihrer Teilnahme am UGP hatte:

„Ich habe ein Jahr lang an einem Konzept gearbeitet, alles gut durchüberlegt und überdacht und beschlossen zu kündigen. Beim AMS habe ich dann ein Unternehmergründerprogramm gemacht, das Altbekannte, das für mich nochmal eine Bestätigung war, das zu machen. Von der Bank kam keine Bestätigung, aber von mir her, ich hätte nicht mehr zurück können zu dem Zeitpunkt“

(Transkript 5: 1)

Bestätigt werden in dem was man tut. Genau das ist der Kern von dem, was das UGP laut meinen Gesprächspartnerinnen leistet, oder besser gesagt, was die Gruppendynamik der Teilnehmenden leistet:

„Also ich war schon sehr dankbar über das AMS Programm, jetzt nicht, weil man da so viel über Buchhaltung gelernt hat, sondern weil man sich einfach mit anderen Leuten austauschen konnte, die in der selben Situation sind. Weil man fühlt sich ja oft alleine auf weiter Flur, wenn man sich selbstständig macht und oft ist man auch so betriebsblind. Da sieht man dann nur sein Konzept und sagt, das ist meine Schiene und da war der Austausch mit anderen, denen es ähnlich geht, sehr wichtig für mich. Also, das, wie geht es dir mit der Selbstständigkeit, wie kommst du damit zurecht, dass mal kein Geld da ist.“ (Transkript 5: 3)

Dennoch ist der Schritt sich erwerbslos zu melden, um im UGP teilnehmen zu können, eine schwere Entscheidung. Birgit und Kathrin haben sie unter anderem getroffen, weil sie im Notfall wieder in ihrem alten Beruf hätten arbeiten können. Auch Eva sieht die Schwierigkeit der Selbstständigkeit darin, dass es gerade am Anfang ein finanzielles Polster braucht. Ohne diese Sicherheit kann es zu einer totalen Überforderung kommen, wie sie meint. Inwieweit das UGP schlussendlich für Eva Sinn macht, bleibt offen, da sie in der Zeit der Teilnahme zwar vom AMS finanziert wird, aber andere Auflagen ihre Tätigkeit eher behindern. So darf sie weder eine Webseite betreiben noch ihre Kollektion vertreiben. Als Modelabel sind dies aber zentrale Dinge, wenn es darum geht bekannter zu werden und jemanden zu finden, der die eigene Kollektion vertreibt.

Gleichzeitig schneiden diese Auflagen eine Designerin vom Feedback anderer ab, denn dieses kommt zu einem guten Teil durch die Kundenerfahrung beim Tragen, den Verkaufsgesprächen und den Reaktionen der Einzelhändler zustande. Kundenwünsche wirken sich auf den Verarbeitungsprozess aus und zufriedene KundInnen sorgen für entsprechende Mundpropaganda (vgl. Transkript 3: 2ff; Transkript 1: 5f, 12f).

Die Unsicherheiten, was mögliche Zukunftspläne angeht, aber auch die Mehrfachbelastung verschiedener Formen von Erwerbsarbeit wirken sich negativ auf Eva und ihre Arbeit als Designerin aus. Nimmt man Harts Vorschläge für eine menschlichere Ökonomie (vgl. Hart et. al. 2010: 9f) ernst, wäre genau hier anzusetzen. Prinzipiell ist das UGP zwar eine willkommene Einrichtung, in Evas Fall tragen deren Anforderungen allerdings nicht dazu bei, ihr Vorhaben umsetzen zu können, sondern behindern diese. Prekäre Arbeitsverhältnisse und verschiedenste Arbeitsrhythmen sind in diesem Fall der Qualität der Arbeit, aber auch der Gesundheit abträglich und müsste somit anders gestaltet werden. Das Wie bleibt bei Hart et. al. allerdings offen, doch dazu

im nächsten Beispiel mehr.

6.2 Beispiel Expansion

„Ich will gar nicht mit Asien konkurrieren“ (Birgit Rampula)

Dieser Aussage kann sich auch Eva Lackner anschließen. Sie sieht sich gerade in einem Experimentierstadium, in dem sie Strukturen ausprobieren möchte. Die Aussicht Vollzeitunternehmerin zu werden erschreckt sie etwas, da sie das Unternehmertum noch mit dem Lebensmittelhandel der Eltern in Verbindung bringt. Sie hat noch Erinnerungen an 50-Stunden-Wochen, die die Eltern im Geschäft verbracht haben. Gleichzeitig gibt es die Vorstellung, dass es doch funktionieren könnte und vielleicht gar nicht so stressig ist, wie sie es sich vorstellt:

„Vielleicht geht's auch leichter und wenn dann mehr abfällt, habe ich auch nichts dagegen. Wenn ich mir was auf die Seite legen kann oder wenn ich mir dadurch ein bisschen Geld sparen kann und vielleicht dadurch irgendwann ein Haus kaufen kann, ein Kleines mit Garten oder mein Geld irgendwo anlegen kann an irgendeinem Platz, wo ich dann leben kann.“ (Transkript 3: 9)

Ein eigenes Haus, das wäre mit entsprechendem Einkommen leichter zu verwirklichen, doch das würde auch einen größeren Aufwand und eine ständige Überarbeitung bedeuten. Kathrin Haumer und ihre Mutter berichten mir, dass dies z.B. bei einem Online Shop der Fall wäre. Das beginnt bei der Infrastruktur der Website, die eine IT Firma betreuen müsste, da die beiden einfach nicht die technischen Kenntnisse besitzen. Das bedeutet andererseits auch mehr Kosten um diese Dienstleistung zu bezahlen. Dazu kommen Fragen des Copyrights. Da sie keine eigene Kollektion vertreiben, wären sie auf hochauflösende Fotos der Labels angewiesen, die dann auch Saisonweise wechseln würden. Ein Online Shop bedeutet, dass es eine Versandabteilung bzw. entsprechende Logistik braucht. Nicht nur um Waren zu versenden und fehlerhafte Stücke retour zu nehmen, sondern auch um gesetzlichen Regellungen zu entsprechen und ein Rückgaberecht gewähren zu können. Auch das ist mit einem höheren Aufwand und Kosten verbunden. Größere Einzelhandelsketten bedienen sich hier Rationalisierungsmaßnahmen, wie der Beschäftigung von LeiharbeiterInnen, um die Kosten der Logistikzentren zu senken. Diese sind laut einem Radiofeature der ARD, einer hohen Belastung bei niedrigen Löhnen und schlechteren Arbeitsschutzbestimmungen ausgesetzt (vgl. Audio 2). Hat Kathrin im Interview noch erwähnt, dass sie auf diese Versand Features gerne verzichten würde, zeigt ein Blick auf die aktuelle Homepage,

dass inzwischen genau jene Funktionen eines Online Shops gerade in Arbeit sind.³⁷

Bedenken hat Kathrin Haumer als Einzelhändlerin gegenüber einigen Labels, die dabei sind sich zu vergrößern. Ihr geht es in diesem Bereich um den Schutz der Zulieferbetriebe, die als aller erstes solchen Rationalisierungsmaßnahmen zum Opfer fallen. Andere Befürchtungen bei Vergrößerungen sind auch, dass die Kommunikation abreißt oder nicht mehr auf einer so persönlichen Ebene abläuft wie bisher. Problematisch wird dies z.B. wenn Labels ihre Buchhaltung auslagern und dann sogenannte Factoring Firmen (Forderungsverkauf) die ausstehenden Rechnungen übernehmen. Die Factoring Firma kauft die ausstehenden Forderungen eines Labels und bietet gegen eine Umsatzbeteiligung eine Finanzierung des ausstehenden Betrags. Dieser wird dann von der Factoring Firma bei den Einzelhändler eingetrieben. Wie Kathrin beschreibt, kann da auch schon mal ein Mahnschreiben eintreffen, wenn nicht in der vorgegebenen Frist gezahlt wird. Dies kann sie sich nur erlauben, wenn sie andere Gläubiger hat, die nach persönlichem Gespräch auch etwas warten können. Dies ist gerade in den Sommermonaten wichtig, wenn weniger Kundschaft da ist. Würden alle Labels ihre Rechnungen sofort bezahlt haben wollen, hätte sie definitiv Probleme mit der Liquidität. Durch Telefonate oder Gesprächen auf Messen, werden meist Regelungen geschaffen, die für Einzelhändlerin und Produzenten zufriedenstellend sind, da sie auf Vertrauensbasis beruhen und eine Risikostreuung erlauben. Andererseits herrscht auch Verständnis für kleine Firmen, die ihre Produktion vorfinanzieren müssen und das wird zum Problem, wenn nur 20% oder 30% der Kunden fristgerecht zahlt (vgl. Transkript 5: 2, 5).

Harts Vorschläge (vgl. Hart et. al. 2010: 9f) erinnern an jene Kritikpunkte, die er gegen Journalisten wie Naomi Klein vorbringt:

„I argue that anthropologists are a prime constituency for Naomi Klein’s ideas, since she paints a bleak picture of the world without offering any political or intellectual program capable of addressing the problems she identifies. This allows her adherents to retreat into their habitual myopic passivity while claiming to be radically engaged.“³⁸

Der Unterschied besteht darin, dass Hart von der anderen Seite an das Problem herangeht und eine positive Wirtschaftsvision entwirft, ohne jedoch einen Weg aufzuzeigen, wie diese zu erreichen ist. Im genannten Beispiel haben die Protagonistinnen kaum eine Möglichkeit sich den Geschehnissen zu entziehen, die an anderen Ort entstehen. Der Webshop ist das beste Beispiel dafür. Obwohl

37 <http://www.greenground.at/index.php?id=4> vom 02.02.2012

38 <http://themorybank.co.uk/2010/01/19/is-haiti-to-be-another-victim-of-disaster-capitalism/> vom 7.3.2010

meine Interviewpartnerinnen die Mehrarbeit sehen und Zweifel an der Nachhaltigkeit haben, sind prinzipiell alle auf dem Weg einen Webshop einzurichten oder zumindest erste Erfahrungen zu sammeln. Kundenwünsche, technologische Entwicklungen und Markttrends sind Faktoren, gegen die sich weder Einzelhändlerinnen noch Designerinnen stemmen können. Die schlechten Arbeitsbedingungen bei Speditionen, die für Handelsketten tätig sind, können ebenfalls nicht alleine staatlich gelöst werden, da Wirtschaftsfragen längst ein Thema sind, das auf EU Ebene ausgetragen wird. In die gleiche Richtung lässt sich beim Forderungsverkauf argumentieren. Es bräuchte eine Regelung, die Finanzierungssicherheit bietet ohne gleichzeitig ein ausgeliefert sein zu bedeuten.

6.3 Beispiel Made In Made By

Eva Lackner hat sich entschlossen selbst tätig zu werden und sucht nach Lösungen, wie sie ihre geplante Kollektion vervielfältigen kann. Es hat sich eine Kooperation mit Luisa Lobo ergeben. Luisa ist Brasilianerin und Initiatorin des Projektes „Made In Made By“.³⁹ Ziel ist es Frauen mit Migrationshintergrund eine Arbeitsmöglichkeit zu bieten und dadurch auch Handwerk wieder einen anderen Stellenwert zu geben. Es werden allerdings nur Frauen aufgenommen, die bereits Nähkenntnisse besitzen. Eva hat die Ausbildung übernommen und hält mehrtägige Workshops, in denen die Frauen auf einen ähnlichen Wissensstand kommen sollen. Anhand von Beispielaufgaben werden grundlegende Arbeitstechniken vermittelt, die dann in Kombination an einer Serienfertigung vorkommen. Während meines Besuches bei einem dieser Workshops wurde eine Einkaufstasche aus Stoff entwirft, die später für die Caritas in Produktion geht. Luisa schätzt Eva sehr, sie erzählt, dass es gar nicht so leicht ist eine Designerin zu finden, die so motiviert ist und etwas von Design und den nötigen Arbeitstechniken versteht, wie es bei Eva der Fall ist. Eva will später ihre Kollektion bei Made In Made by in Auftrag geben, um sie vervielfältigen zu lassen.

Sowohl Eva als auch Luisa suchen nach einem Raum, um arbeiten zu können. Temporär ist Luisas Projekt im „Planet 10“ untergebracht.⁴⁰ Das Planet 10 ist sozusagen ein Wohnhaus mit größeren Räumlichkeiten im Erdgeschoss, die kostengünstig für zivilgesellschaftliche Initiativen offen sind und besonders Frauen, sowie andere benachteiligte Gruppen wie MigrantInnen und Homosexuelle fördern wollen. Entsprechend sind die Wände im Erdgeschoss mit queer-feministischen Postern und Malereien verziert. Das Gebäude selbst hat als ehemaliger FPÖ Klubraum eine bewegte Geschichte hinter sich gebracht. Die InitiatorInnen stammen, wie sie selbst sagen, aus Familien von Nazi Tätern und Täterinnen. Das geerbte Geld wollten sie Projekten zugute führen, und damit sozusagen

39 <http://mimb.at/> vom 20.11.2011

40 <http://planet10wien.wordpress.com/> vom 20.11.2011

Wiedergutmachung leisten. Durch die Mieteinnahmen sollen die restlichen Kredite für den Hauskauf abbezahlt werden und die Projekträume erhalten bleiben, sowie günstiger Wohnraum angeboten werden.

So froh Luisa über diese Möglichkeit im Planet 10 zu bleiben auch ist, es ist und bleibt eine Lösung auf Zeit. Eigentlich wollte Eva schon Teile ihrer Kollektion in die Workshops einbauen, doch da die ersten Aufträge für Made In Made By kommen, hat sie diese Pläne verschoben und bereitet die Frauen auf die zu fertigenden Aufträge vor. Während meines Besuches im Planet 10 kam ein Anruf rein. Man wollte wissen, ob Made In Made By für einen Event im Museumsquartier etwas herstellen könnte. Luisa und Eva mussten aber absagen, da die bisherigen Anfragen ihre Produktionskapazitäten schon ans Limit bringen und sie zeitlich schon voll ausgebucht sind. Die Workshops führen weitere Kooperationen mit sich, so wurde ein brasilianischer Künstler eingeladen, um Techniken für das Bedrucken von T-Shirts zu unterrichten (vgl. Transkript 1: S. 7; Transkript 6: S.2; Transkript 8).

Made In Made By bezeichnet sich selbst als Social Business.⁴¹ Social Entrepreneurship selbst geht auf den Begriff Public Entrepreneur im Jahr 1965 zurück. Damals versuchte die US-amerikanische Ökonomin Elinor Ostrom in ihrer Dissertation einen Gegenentwurf zum Homo Oeconomicus, dem Mensch als egoistischen Nutzenmaximierer, zu liefern. Ihr Schaffen wurde 2009 mit dem Nobelpreis in Ökonomie ausgezeichnet. Sie griff die herkömmliche Meinung an, dass Gemeineigentum schlecht verwaltet würde und es deswegen nur die Möglichkeit einer zentralen, staatlichen Lenkung gebe oder der einer Privatisierung. Ostrom selbst hat durch ihre Feldforschung gezeigt, dass Leute vor Ort oft genug das Wissen besitzen, um Regelungen zu schaffen, die weitaus besser funktionieren als jene, die von staatlicher Seite oder Marktmechanismen vorgegeben werden.⁴² Eine reine Kosten-Nutzen Analyse liefert oft genug keine guten Erklärungen oder gar Problemlösungen. Was oder wer denn ein Social Entrepreneur ist, ist nicht klar definiert. Hulgard hebt drei Grundansichten heraus, die in der Literatur zu finden sind:

- Social Entrepreneurs (SE's) werden ähnlich wie die herkömmlichen Unternehmer gesehen, mit dem Unterschied, dass sie in einem sozialen Bereich tätig sind.
- SE's werden von der Idee geleitet, soziale Werte zu erzeugen oder aufrechtzuerhalten.

41 <http://mimb.at/about-us/> vom 20.11.2011

42 <http://www.spiegel.de/wirtschaft/soziales/0,1518,654721,00.html> vom 20.11.2011

- Erfolgreiche SE's schaffen es zwischen verschiedenen Interessen zu vermitteln und Personen aus den verschiedensten Bereichen zusammen zu führen.

Hulgard (2010) sieht noch keine klare Entwicklungsrichtung dieser seit den 1990er Jahren wachsenden Bewegung. Er macht allerdings zwei Pole aus, in denen sich diese Entwicklungen momentan bewegen. Auf der einen Seite wird soziale Verantwortung privatisiert. Der Staat zieht sich zurück und überlässt privaten Akteuren das Feld, die sich um Bereiche wie Pflege kümmern sollen. Dadurch wird eine angenommene Solidarität in Form von Sicherungssystemen auf einzelne Unternehmen übertragen, die dadurch auch diese kollektive Verantwortung tragen müssen. Die andere Seite der Medaille sieht so aus, dass es zu neuen Formen zivilgesellschaftlichen Engagements kommen kann, die eine aktive Bürgerbeteiligung hervorbringt, die so besser auf ihre Bedürfnisse reagieren kann als der Staat (vgl. Hulgard 2010: 293ff).

In Form von Made In Made By liegt die Zielsetzung beim Empowerment von Frauen mit Migrationserfahrung, die dadurch schlechte bis keine Chancen am Arbeitsmarkt haben und teilweise auch durch ihr Alter am Arbeitsmarkt diskriminiert werden. Das Projekt wirbt damit, dass dieser Gruppe wieder eine Chance gegeben wird. Sie bieten ebenfalls an, genau solche Produktionslösungen zu bieten, wie sie neue Labels brauchen, sprich die Produktion von Prototypen und kleinere Serien. Inzwischen gibt es eine Homepage zum Projekt, die sehr professionell wirkt. Die Vorarbeit wurde durch den Social Impact Award möglich. Luisa hatte ihr Projekt für 2010 eingereicht⁴³ und gewonnen.⁴⁴ Daran geknüpft sind zwar auch Bedingungen, die ein zügiges Voranschreiten des Projekts einfordern, trotzdem sind wichtige Förderungen und Möglichkeiten des Netzwerkes gegeben. So gab es u.a. die Möglichkeit das Standard Mentoring Programm wahrzunehmen und mit Beratern der Boston Consulting Group ins Gespräch zu kommen. Luisa erzählt, dass ihr das sehr viel gebracht hat. Sie hat u.a. gelernt, dass sie viel besser planen muss. Laut den Consultants kann sich jemand Fehler erlauben, der die Ressourcen hat. Wer sie nicht hat, müsse umso genauer überlegen wie etwas gemacht wird. Durch den Social Impact Award ist Luisa auch gleich in einem anderen Kreis vorhanden. So gab es Kontakte zur Stiftung der Erste Bank, der Wirtschaftsuniversität Wien, der Caritas und vielen mehr. Auch Ute Bock hat sie kennengelernt und einige Sachspenden von ihr erhalten, wie eben alte Nähmaschinen. Diese Geräte funktionieren zwar tadellos, sind aber von ihren Geschwindigkeiten zu langsam für die Produktion, wie mir Eva Lackner erklärt. Die Metallgeräte sehen schöner aus und sind haltbarer,

43 <http://socialimpactaward.at/made-in-%E2%80%93-made-by/> vom 21.11.2011

44 <http://mimb.at/about-us/awards/> vom 21.11.2011

aber für eine Serienproduktion eben nicht schnell genug. Bis zusätzliches Kapital aufgetrieben wird, um entsprechende Geräte anzuschaffen werden sie aber ihren Zweck bei der Ausbildung der Näherinnen erfüllen. Um entsprechendes Kapital zu lukrieren, soll ein Video für eine Spendenplattform entstehen. Eine alte Singer Maschine wird auf dem Tisch aufgebaut, an dem Eva und Luisa sitzen werden, um für ihr Projekt zu werben. Ein Hauch von Nostalgie kommt auf, denn beide finden die alten Maschinen eigentlich viel schöner. Es werden Geschichten über Kindheits- und Jugenderinnerungen ausgetauscht, zu denen viele der Geräte Anlass geben. Aus der ursprünglichen Spendenplattform ist dann leider doch nichts geworden. Inzwischen ist aber eine andere dabei sich zu etablieren, Respekt.net.⁴⁵ Luisa ist auf dieser Plattform vertreten, und wirbt um Spenden, um die nächsten Nähworkshops finanzieren zu können. Als ich sie im Planet 10 besuchte, erfuhr ich, dass es auch keine ganz neuen Maschinen gibt. Die wären einfach zu teuer gewesen. Luisa freut sich aber, dass sie hochwertige gebrauchte Geräte erstanden hat, und es soll sogar noch eine Bügelmaschine kommen, die viele Handgriffe erleichtert. Die Wartung und Reparaturarbeiten übernimmt ein Bekannter von Eva. Dieser hat sich genau auf solche Dienstleitungen spezialisiert. Der Mann hat noch eine Ausbildung zum Nähmaschinenmechaniker gemacht und versteht sein Handwerk. Eva ist sehr froh darüber, denn sie bekommt dadurch nicht nur einen guten Service, sondern eine Vielzahl Tipps im Umgang mit den Maschinen. Gerade bei der Sachspende von Ute Bock musste sie vor der Vielfalt der Geräte kapitulieren, doch ihr Bekannter hatte schon angekündigt, da eine Einschulung zu geben. Bevor ein Gerät angeschafft wird, konsultiert sie ebenfalls seine Meinung. Welche Marke etwas taugt und welche Geräte nur leere Versprechungen machen, da die Fäden dann doch zu schnell reißen oder die Mechanik und Gehäuse zu anfällig sind. Eva vermutet zwar auch, dass das ein aussterbender Beruf ist, aber so wie sie diese Expertise schätzt, genauso tun es andere, und von dem was sie gehört hat, scheint es an Aufträgen nicht zu mangeln. Der Mechaniker lebt im Waldviertel und arbeitet dort die halbe Woche an den Aufträgen, die andere Hälfte der Woche fährt er nach Wien, um neue Aufträge anzunehmen und alte Reparaturen auszuliefern (vgl. Transkript 1: 1ff; Transkript 2: 1f; Transkript 8).

45 <http://www.respekt.net/de/projekte-unterstuetzen/details/projekt/274/> vom 21.11.2011

Das Beispiel von Made In Made By spiegelt für mich noch am ehesten eine Human Economy wider, wie sie Hart et. al. (2010: 9f) meinen könnten. Verschiedene Personen kommen zusammen, um gemeinsame Bedürfnisse zu befriedigen. In diesem Fall ist es die Idee eine (menschen)würdige Arbeitsmöglichkeit zu schaffen. Würdig, in einem mehrdimensionalen Sinn:

- Das Abtragen historisch-gesellschaftlicher Schuld durch die Vermietung der Räumlichkeiten des Planet 10.
- Frauen eine Beschäftigung bieten, die aufgrund von Alter, Herkunft und Geschlecht, am Arbeitsmarkt diskriminiert werden.
- Frauen sind als Unternehmerinnen tätig und versuchen gleichberechtigt ihren Erwerbsarbeit zu gestalten.
- Familien im Ausland können mit dem Einkommen unterstützt werden.
- Tauschbeziehungen entstehen u.a. zwischen dem Verein von Ute Bock und Made In Made By.
- Crowdsourcing/Webportale ermöglichen potenziell den Kontakt mit dem Projekt.
- Gebrauchte Nähmaschinen werden wieder verwertet anstatt sie aufgrund ihres Alters einfach zu verschrotten.
- Nähmaschinentechniker erhalten weitere Möglichkeiten ihrem Beruf nachzugehen trotz abgewandelter Bekleidungsindustrie.
- Boutiquen und Auftraggeber in Wien können direkt vor Ort mit dem Projekt in Beziehung treten und sich über die Arbeitsbedingungen informieren.
- Junge DesignerInnen erhalten die Möglichkeit kleine Kollektionen zu vervielfältigen.
- Nähkenntnisse und praktische Fähigkeiten sollen wertgeschätzt werden.

Doch auch hier bleibt die von Hart et. al. unbeantwortete Frage, wer darüber entscheidet, was menschliche Bedürfnisse sind und wie die Umsetzung aussehen könnte. Im Fall von Made In Made By ist gerade die Finanzierung der Ausbildungsworkshops und besonders die Bezahlung der Näherinnen eine kritische Angelegenheit. Spenden und Crowdsourcing sind eine Möglichkeit der Finanzierung. Auftragsarbeit eine andere, die jedoch wieder von den jeweiligen Auftraggebern abhängt, die genau dieses Projekt fördern wollen. Die Aufträge sind ebenfalls von der Nähleistung abhängig und auf entsprechend kleinere Stückzahlen beschränkt. Es wirken auch national staatliche und EU weite Regelungen, was den Arbeitsmarktzugang betrifft. Inwieweit können und dürfen Frauen „legal“ beschäftigt sein und welche Möglichkeiten gibt es, entsprechende Regelungen generell im Personalwesen durchzusetzen? Die Spannung bleibt bestehen zwischen Universellen Rechten, sowie politischer Einflussnahme und Rechten auf freiwilliger Basis unter Marktbedingungen (vgl. Bryant/Goodman 2004: 359ff).

6.4 Beispiel Lebensraum

Die unterschiedlichen Arbeitsrhythmen sind nicht die einzigen Dinge, die einen Menschen aus dem Takt bringen können. In Evas Fall ist es generell das Unterwegs sein, das sie als anstrengend empfindet. Selbst bei den gut ausgebauten öffentlichen Verkehrsmitteln braucht sie ca. 40 Minuten bis sie im Grünen ist und eine schöne Strecke zum Laufen erreicht hat. Bei entsprechendem Wetter fährt sie gerne zur Alten Donau, um zu schwimmen und den Tag mit Gymnastikübungen zu beginnen, auch hier muss sie diese Distanzen dann zusätzlich zum Weg zur Arbeit zurücklegen. Die Fahrt an sich ist weniger das Problem:

„Es geht mir mehr um das Selbst-Gestalten und nicht um immer in der Stadt zu sein, um nix zu versäumen, mehr so, was sind meine Bedürfnisse und wie kann ich den Platz finden oder wo ist der Platz, wo ich am besten alles vereinbaren kann. [...] Ich bin gerade in so einer Umbruchphase, wo ich aus diesem Beamtentum raussteige und nicht um jeden Preis in der Stadt sein will und einen Job haben, der mir ermöglicht, die Kosten, die in der Stadt anfallen, bezahlen [zu können], sondern ich würde die Kosten so reduzieren, dass ich von meiner Arbeit nicht so abhängig bin.“

(Transkript 3: 9)

Sie würde gerne am Land wohnen, um direkt in der Natur zu sein. Weg von dem Stress der Hauptstadt. Sie nutzt das Weingut ihrer Bekannten, um dort einen Ort zum Abschalten zu finden. Zwar könnte sie auch bei den Eltern verweilen, aber das wäre wieder ein anderes Verhältnis, als bei

Freunden zu sein. Vieles hängt von der Lebenssituation ab, in denen sich ihre Bekannten befinden. Dort gibt es viele, die inzwischen verheiratet sind und/oder Kinder haben. Dort ist ein längeres Verweilen ebenfalls nicht so einfach möglich wie bei anderen Singles, mit denen man viel leichter eine temporäre Lebensgemeinschaft eingehen kann. Dieser Wunsch nach anderen Geschäftsmodellen und Lebensgemeinschaften findet sich in der Idee wieder, einen Guerilla Shop aufzumachen und sich die Miete für diesen Ort mit anderen zu teilen, die diesen genauso nutzen können. Eine Variante wäre die eigene Kollektion in einem Shop unterzubringen, den jemand anderes betreibt. Eine andere Überlegung geht dahin im Halbtagsbetrieb ein eigenes Atelier und Nähcafé zu betreiben. Andere Lebensentwürfe sehen ein Leben am Land vor und dem Arbeiten an der Kollektion, während die Stadt dann eher der Ort ist, an dem diese vertrieben wird und andere Bedürfnisse wie ein Theaterbesuch befriedigt werden können. Eine weitere Variante beinhaltet die Hoffnung auf mehr Grünflächen und Parks im städtischen Raum, oder zumindest den Wunsch bei Gelegenheit in die Nähe der Alten Donau zu ziehen.

Inzwischen überlegt Eva, ob nicht ein Gemeinschaftswohnprojekt genau das ist, was ihr gut tut. Zusammen mit Freunden an den Stadtrand zu ziehen. Sie erzählt von einer Community, von der sie gehört hat und demnächst besuchen will. Dort werden von den Ansässigen Kochkurse angeboten und Contact-Jams (Kontaktimprovisation) abgehalten (vgl. Transkript 1: 9f, 14f).

Eine holistische Sicht laut Hart et. al. (2010: 5) würde also auch Evas Wünsche nach vielfältigen zwischenmenschlichen Beziehungen ernst nehmen. Es lassen sich sogar architektonische und städtebauliche Maßnahmen ableiten, die diesen Vorstellungen entgegen kommen. Gleichzeitig stehen aber auch hohe Lebenserhaltungskosten, wie Mieten, diesen Vorhaben im Weg. Lösungen, die sich hier anbieten, basieren nicht auf staatlicher Einflussnahme und Regulation, sondern in diversen Wohn- und Arbeitsformen mit Gleichgesinnten.

6.5 Kooperation statt Konkurrenz?

So lautet der gleichnamige Titel eines Buches von Christian Felber (2009), der auch als Trainer bei den Pioneers of Change tätig ist und dort seine Ideen einer besseren Wirtschaft vorstellt. Felbers Lösung für Finanzkrisen würde u.a. darin bestehen, nicht gewinnorientierte Banken zu schaffen, die in Anlehnung an die ersten Sparkassen, die lokale Wirtschaft mit Geld versorgen (vgl. Felber 2009: 30). Dadurch will er volkswirtschaftliche Ziele erreichen:

- Kostenlose Girokonten
- Sichere Sparkonten, inkl. Staatlicher Einlagengarantie
- Günstige/unbürokratische Kredite
- Günstige Kredite an den Staat
- Bonitätsprüfung, aber auch soziale und ökonomische Kriterien bei Kreditvergabe
- Transparenz bei allen Geschäftsvorgängen
- Gesetzliche Verpflichtung der Bank, dem Gemeinwohl zu dienen
- Spekulationsverbot mit Aktien, Fonds, Derivaten
- Kostendeckendes Arbeiten, keine Gewinnorientierung
- Demokratische Bestellverfahren

(vgl. Felber 2009: 57)

Ähnliche Regulationen, wie z.B. durch eine Weltsteuerbehörde oder eine Kreditvergabe nach ökosozialem Mehrwert sollen auf internationalem Parkett das Finanzkapital bremsen (81ff).

Unternehmen sollen laut Felber nicht länger gewinnorientiert sein, sondern das tun, was sich die Mehrheit von ihnen wünscht. Dies betrifft besonders die Bereiche:

- soziale Verantwortung
- ökologische Nachhaltigkeit
- demokratische Mitbestimmung

Die Punkte sollen in einer Gemeinwohlbilanz gemessen werden können und somit vergleichbar werden (97ff). Neben diesen grundsätzlichen Änderungsvorschlägen hält Felber fest, dass es wichtig ist, kleine Schritte im eigenen Wirkungskreis zu setzen, um damit andere zu inspirieren. Das fängt für Felber schon bei den eigenen Konsumgewohnheiten an. In diesem Sinne besteht für

ihn ein gutes Leben aus einer guten Ernährung, die er in die Richtung weniger Fleisch, mehr biologische und faire Lebensmittel sowie Saisongemüse lenken würde. Bei Produkten wären ökologische Kriterien wichtig sowie Aspekte der Langlebigkeit und des Energiesparens (vgl. Felber 2009: 99-111). Hauer argumentiert ebenfalls für einen öko-fairen Konsum und schlägt für den Bereich der Ökomode mehrere Maßnahmen vor, um diese zu stärken:

- Bewusstseinsbildung bei Konsumenten
- Starke Marken und glaubwürdige Zertifizierungen
- Vermarktung durch Einzelhandel in Kaufhäusern
- Übernahme von Kollektionen in klassische Unternehmen
- Image Verbesserung und nur dosierte Umweltargumente

(vgl. Hauer 2009: 27)

Im Gegensatz zu Hart et. al. (2010: 5) werden hier konkrete Ansätze genannt, um Problemen wie Finanzspekulationen und Umweltbelastungen zu begegnen. Dafür bleiben aber wichtige Punkte nebulös. Gerade wenn wir uns an die zu Beginn erwähnten Ansätze von Ulf Hannerz und Anna Tsing erinnern, haben wir es mit Diversitäten und multiplen Ungleichheiten zu tun. Weder bei Hart et. al. noch bei Felber oder Hauer wird eine Theorie vorgestellt, die diesen Verhältnissen Rechnung trägt. Bei allen Autoren wird eine nebulöse Solidarität und soziale/ökologische Verantwortung beschworen. Dies geschieht ohne ausführlich aufzuzeigen, wer gegen wen Verantwortung zu tragen hat, wie diese aussehen soll und wie eine Einigung zwischen verschiedenen Interessengruppen herbeizuführen ist. Raymond und Goodmans Beispiel (2004) zu Fair Trade, oder die Arbeiten von Sarah Lyons (2006) zeigen, dass der Fair Trade Labeling-Prozess nicht synonym mit gerechter Entlohnung und partizipativer Mitbestimmung ist. Im Falle von Fair Trade gibt es sicher genauso viele positive Beispiele wie jene, in denen es negative Effekte gibt. Dadurch wird auch die angenommene Solidarität und das Gemeinwohl erklärungsbedürftig.

Die Welt in „good guys“ und „bad guys“ einzuteilen, ist für Richard Wilk (2009) ein oft verwendetes Stilmittel um Menschen wachzurütteln. Bei genauerem Hinsehen ist diese Unterteilung allerdings wenig hilfreich. Gleiches gilt für Hinweise auf die Verschwendung nicht-erneuerbare Ressourcen. Für Wilk sind gerade diese nicht gefährdet, da wie im Fall von Kupfer, Eisen oder Kohle es nur aufwendiger ist, an neue Lagerstätten zu gelangen. Die Gefahr liegt für ihn vielmehr darin, dass erneuerbare Ressourcen wie Holz oder Fischgründe vom Verschwinden bedroht sind.

Hohe Energie- und Ressourcennutzung sind zwar für einen Gutteil der Umweltprobleme verantwortlich, doch ist für Wilk der Fingerzeig auf geringeren Konsum potenziell gefährlich, da darin immer moralische Anklagen mitschwingen, die sich entlang einer Vielzahl von Kategorien wie Klasse, Kultur oder Religion bewegen. Über Nachhaltigkeit zu debattieren, wird laut Wilk weder vergangene noch gegenwärtige Ungleichheiten aus der Welt räumen. Den Klimawandel mit verändertem Konsumbewusstsein bekämpfen zu wollen, bedeutet für Richard Wilk, den Systemwechsel auf Individuen abzuladen, in deren Kaufentscheidung die alleinige Verantwortung liegt (vgl. Wilk 2009: 266ff). Dazu kommt, dass viele der treffenden Entscheidungen die eigenen Möglichkeiten des Umsetzens übersteigen:

„Many of the ways North American consumers live are beyond their individual control: suburbs are built in a way that requires people to own cars, since there is no public transportation. Businesses are actually the largest consumers of many kinds of goods like paper and cardboard and so even if every private citizen were to recycle every single piece of household paper waste, this would still account for less than 10 percent of the paper used in this country. Many consumption decisions are not made by consumers at all, but by governments, regulatory agencies, and businesses.“ (Wilk 2009: 266)

Geht es um Konsum, ist es schwer „gutem“ „von schlechtem“ Konsum zu unterscheiden. Als Beispiel nimmt Wilk ökologisch angebautes Essen. Rein auf den Energieverbrauch bezogen, wäre der Verzehr standardisierter Lebensmittel effizienter als das selbst gekochte Bio-Gemüse. Daraus ergibt sich die Frage, wie wir negative Aspekte beurteilen und welche Rolle ästhetische Aspekte oder reines Vergnügen spielen (vgl. Wilk 2009: 267ff)? Wäre Nachhaltigkeit eine reine Konsumfrage, dann müssten wir uns in Fragen des Klimaschutzes an Marketingexperten wenden. Bei allen (Werbe)Botschaften und Appellen über die richtige Wahl bei der Kaufentscheidung. Bei allen für und gegen Sustainability, wird laut Wilk übersehen, dass es keine Alternative zur Nachhaltigkeit gibt:

„Sustainability is a term like truth or beauty. We struggle, but we never get there.’ (Fred Kirschenmann) *But we have no choice to join the struggle, because the world cannot survive any more with business as usual. Since we are all consumers, we have power to change our own participation in the system as users, though many of our decisions will be negative ones – we will decide not to buy particular products, or travel by train instead of by air, for example. But this is only a small and relatively passive part of our possible role in building a sustainable future that is*

going to depend on new kinds of social, cultural and economic systems.“ (Wilk 2009: 273f)

Aber kommen wir zurück zur Idee einer demokratischen Bank. Gerade im Vergleich mit den Aspekten der Selbstbestimmung von Social Entrepreneurs und dem negativen Image von Banken müsste hier ein anderer Zugang erfolgen. Demokratie müsste also auch bedeuten, dass die Kreditnehmer stärker eingebunden sind und mehr Rechte und Freiheiten genießen. Die würde freilich die Eigentumsverhältnisse auf den Kopf stellen. Andererseits wäre es hiermit möglich zu zeigen, dass gewisse Arten zu Wirtschaften wertgeschätzt werden.

Das früher erwähnte Beispiel von Howard Becker über Kunst, die trotz aller Widrigkeiten ihren Weg findet, trifft auch auf Menschen wie Eva Lackner zu. Die Frage ist dann, wie kann und will man unterstützende Finanzierungsinstrumente schaffen? Anhand welcher Maßstäbe können entsprechende Projekte und Unternehmen beurteilt werden?

Allerdings zeigen gerade Kapitel 5 und 6, dass es nicht sehr viel Geld benötigt, sondern Menschen, die zusammen tätig werden. Hierbei gilt aber besonders David Grabers (2011: 490ff) Hinweis ernst zu nehmen, was sich Menschen erträumen: *„In denouncing consumption, we are denouncing what gives meaning to the lives of the very people we claim we wish to liberate.“*

Weder Hauer mit seinen Vorschlägen zu Ökomode, noch Hart et. al. oder Felber sprechen dieses Thema explizit an. Im Falle von Eva Lackner bedeutet dies:

„Dass es nicht sein muss, dass alles so schwierig ist und alles unmöglich ist und dass es nicht nur den sicheren oder den unsicheren Weg gibt.“ (vgl. Transkript 1: 10, 12)

Es geht darum Möglichkeiten zu schaffen, die Freiheiten, die uns als Individuen suggeriert werden, umsetzen zu können. Bei Eva Lackner und den anderen Shop-Besitzerinnen ist dieser Wunsch nach Selbstbestimmung zentral. Sei es in der Suche nach Gleichgesinnten oder die Anerkennung des eigenen Berufes/Handwerks. Die Suche nach neuen Wohn- und Lebensformen setzt dabei genau bei den Akteurinnen selbst an, eben dort, wo sie Handlungsmöglichkeiten haben. Viele Aspekte nachhaltigen Wirtschaftens, das auch zu den Lebensentwürfen zählt, liegen außerhalb dieser direkt steuerbaren Möglichkeiten.

7. Conclusio

Ich bin in dieser Diplomarbeit der Frage nachgegangen, welche Prozesse die Vorstellung eines guten Lebens (good-life) mitgestalten, und wie diese in die Arbeit von Menschen einfließt, die sich mit öko-fairer Mode beschäftigen.

Ich begann mit der Darstellung relevanter theoretischer Konzepte. Hier ist besonders der methodische Nationalismus hervorzuheben, da die Gefahr besteht, dass ein Untersuchungsgegenstand abrupt an der Staatsgrenze endet. Dadurch werden vielfältige globale Zusammenhänge erst gar nicht gesehen (vgl. Glick-Schiller/Wimmer 2003).

Diese globalen Zusammenhänge in der Textilwirtschaft habe ich anhand dreier Ebenen dargestellt:

1. Globale Prozesse wie durch die Freihandelspolitik der WTO.
2. Transnationale Prozesse in Form von Produktionsverlagerungen der Bekleidungsindustrie.
3. Regionale Zusammenhänge anhand öko-fairer Modeschöpferinnen und Einzelhändlerinnen.

Diese drei Punkte spielen zusammen, wenn es darum geht, Lebensentwürfe zu erklären, die meine InterviewpartnerInnen entwickeln und in ihre Berufstätigkeit einfließen lassen. Die Vorstellung eines good-life basiert auf Lebensumständen, die in der Regel nicht selbst bestimmbar sind.

Menschen werden durch diverse Umstände gar gezwungen solche Lebensentwürfe zu entwickeln. Bei Appadurai sind dies die globalen Ströme von MigrantInnen und Ideologien/Medien (vgl. Appadurai 2000). Ulrich Beck spricht hier besonders ökologische Risiken an, die zu einer Vision einer nachhaltigen Zukunft zwingen. Anthony Giddens sieht das Verschwinden eines starren Korsetts der Tradition und die Herausbildung eines Expertentums, welches auf die neuen, vielfältigen Möglichkeiten sein Leben zu gestalten, Antworten geben soll. Scott Lash hebt die Zunahme virtueller Netzwerke hervor und die Perspektiven, die sich aus unterschiedlichen Zugängen zu Informationstechnologie ergeben (vgl. Beck et. al. 1994).

Anna Tsing fasst den Bereich der Ökoprodukte als Nische auf, die auf die herrschenden Produktionsweisen reagiert (vgl. Tsing 2009). Dies sind insbesondere Produktionstechniken und Vertriebsverfahren, die auf den klassischen Ausbeutungskategorien wie Geschlecht, Religion, und der Trennung zwischen Ländern des globalen Nordens und Südens aufbauen. Hinzukommen umweltschädliche Herstellungsverfahren, die sich potenziell auf mehreren Ebenen

gesundheitsschädigend auswirken können. Sei es durch Gewässerbelastung vor Ort, Gesundheitsrisiken für ArbeiterInnen oder allergische Reaktionen bei den KundInnen. Die Verantwortung der Firmen wird durch die Produktionsaufteilung in globale Güterketten auf die Subunternehmer ausgelagert, während diese Organisationsweise gleichzeitig dazu zwingt, umwelt- und arbeitsrechtliche Standards zu unterlaufen. Die Auslagerung von Verantwortung findet meist im Rahmen von CSR und ähnlichen Diskursen über (Firmen)Politik und Ethik statt. Die Auslagerung von Verantwortung an Firmen und deren Subunternehmer geht mit der Wachablöse von bisherigen Forderungen nach universellen Rechten einher und tendiert hin zu einer individuellen, unternehmerischen Verantwortung.

Angehende Selbstständige wie Eva Lackner sind auf der Suche nach Möglichkeiten auch ein Teil dieser Verantwortung zu übernehmen. Anhand einiger dargestellter Social Entrepreneurs wird aber sichtbar, dass dieses Engagement auch zur Last werden und zu einer Mehrfachbelastung führen kann. Appadurais (2000) disjunctures zeigen sich bei den verwendeten Metaphern, die von der eigenen Gestaltungskraft des unternehmerischen Selbst sprechen, dann aber schlussendlich in Marktverhältnissen bestehen müssen (vgl. Hannerz, zitiert nach Kreff 2003).

Das Thema nachhaltiges Wirtschaften bleibt ein Widerspruchsvolles, suggeriert es doch, dass ein wirtschaftliches Wachstum und umweltbewusstes Handeln kein Hand in Hand gehen können. Diese positive Besetzung des Nachhaltigkeitsbegriffs und der Farbe Grün, wurde und wird weiterhin durch diverse Akteure und deren Wirtschaftsweisen ausgenutzt. Werbung suggeriert eine heile Welt und lenkt von den eigentlichen Produktionsbedingungen und deren Auswirkungen ab. Aus diesem Missverhältnis entstand eine ganze Zertifizierungslandschaft, die darauf abzielt zu belegen, was denn nachhaltiger oder umweltfreundlicher an einem Produkt gegenüber einem anderen ist. Darunter sind viele freiwillige Standards, die sich versuchen zu etablieren. Dadurch sind HändlerInnen einem ständigen Druck ausgesetzt und sich über neueste Entwicklungen zu informieren. Wie Richard Wilk allerdings beschrieben hat, bleibt trotz dieser Ambivalenz zur Nachhaltigkeit kaum eine Alternative dieser Idee nicht nachzugehen (vgl. Wilk 2009).

Die Nachhaltigkeitsstandards wie Oekotex oder GOTS sind für Startups oder kleine Labels in der Bekleidungsbranche kaum erschwinglich. Das Vertrauen zwischen HändlerInnen und diesen NischenproduzentInnen wird meist durch persönlichen Kontakt auf Messen hergestellt. Diese Beziehungen umfassen teilweise weit mehr als die Zertifizierungsstandards und betreffen Bereiche wie die Kommunikation von Problemen und die Pflege der Beziehung untereinander.

GOTS hat sich bei den meisten meiner Interviewpartnerinnen als erstrebenswertes Ziel gezeigt, da hier Arbeitsbedingungen stärker mit einbezogen werden. Fehlt das Geld für die

Zertifizierungskosten will man zumindest einen Standard haben, der ökologische Gesichtspunkte berücksichtigt. Da es keine allgemeingültige Definition von Nachhaltigkeit gibt, bleiben nur individuelle Absprachen, die neben den Zertifizierungen einen zentralen Platz einnehmen. Sozusagen ein Parallelstandard, der auf der Beziehungsqualität beruht. Dies ist u.a. wichtig, um sicher zu gehen, dass Stoffe wirklich (authentisch) umweltfreundlich sind, aber auch um individuelle Vereinbarungen bei den Zahlungsmodalitäten zu treffen. Nachhaltigkeit in der Sortimentsbildung bedeutet für die Einzelhändlerinnen aber auch eine Beziehung zu einem Lieblingsstück aufbauen zu können, weshalb der Tragekomfort genauso in Nachhaltigkeitsüberlegungen einfließt wie die Kombinierbarkeit der Kleidungsstücke und Stile. Die Frage der Authentizität ist für beide befragte Designerinnen so wichtig, dass sie die Vervielfältigung ihrer Kollektionen selbst überwachen und deshalb auf Produktionen im Ausland verzichten wollen. Das Authentische wird ebenfalls im Verhalten der KundInnen gesucht, in dem jene KundInnen als bewusst einkaufend erlebt werden, die sich bereits über Ökomode informiert haben oder gezielt auf entsprechende Kleidung hin sparen.

Es bleibt aber die Frage, was denn nun als fair oder nachhaltig gehandelt wird, denn Ausnahmen gibt es in manchen Geschäften zugunsten von Produkten, die bestimmte Bevölkerungsgruppen unterstützen, auch wenn diese wie im Bereich von Schmuck aus Edelmetallen, nicht unbedingt umweltfreundlich sind. Fillitz und Saris (2012) stellen nicht zu unrecht die Frage: *„How can a commodity be authentic, when it is integrated within the global capitalist market system with augmenting neo-liberal, so called self-regulating price mechanisms?“* (Fillitz/Saris 2012: o.a.)

Dies lässt sich mit Ulf Hannerz Market Frame (vgl. Kreff 2003) gut nachzeichnen. Zwar sprechen alle Interviewpartnerinnen davon, wie wichtig eine faire Entlohnung – auch gegenüber sich selbst – ist, doch wird gleichzeitig klar, dass die Realität anders aussieht. Der Stundenlohn ist beim Nähprozess nur begrenzt ausbaufähig, da Kleidung sonst nur noch zu einem Luxusgut wird. Keith Hart et. al. (2010) favorisieren eine Definition von Ökonomie, die sich rein auf die Bedürfnisbefriedigung konzentriert. Am Beispiel Made In Made By wurde allerdings deutlich, dass dieses Projekt in kleinem Maßstab eine Menge an zwischenmenschlichen und gesellschaftlichen Bedürfnissen abdeckt. Dennoch gibt es immer wieder Engpässe, wenn es um die Finanzierung von Ausbildungsworkshops geht oder Beschaffung von Arbeitsräumen. Gleichzeitig setzt die beschriebene Problematik um die Entlohnung Grenzen, die wahrscheinlich nur politisch zu lösen sind. Generell bleibt zu sagen, wenn es um Nachhaltigkeitsdebatten und soziale Utopien geht, kommen diese weiter ohne Sozialtheorie aus. Die beschworene Solidarität mancher Autoren und angenommene gemeinsame Interessen bleiben so abstrakt wie eine Angebots- und Nachfragekurve.

Gleichzeitig ist es aber genau diese Gemeinschaft und Solidarität, die von vielen der Social Entrepreneurs gesucht werden. Sei es in Bereichen wie den eigenen Wohn- und Lebensformen oder Fragen rund um das eigene Geschäft. Unterstützung bieten hier Beratungsunternehmen wie das Plenum oder Finanzierungsinstitutionen wie good.bee. Diese arbeiten teilweise daran, die Dienste der Social Entrepreneurs marktförmig zu machen, um diesen ein Einkommen zu sichern. Es wird ebenfalls Hilfestellung bei der eigenen Entwicklung gegeben. Dies ist ein Kennzeichen der heutigen Subjekte, die im Gegensatz zur vorhergehenden Generationen nicht über ein bestimmtes Wissen verfügen, sondern ständig an sich selbst und ihren Skillsets arbeiten müssen.

Bei den Lebensentwürfen der Designerin Evla Lackner wurde gezeigt, dass ein großer Widerspruch darin steckt, sich selbst ständig zu entwickeln, um gegen gesellschaftlich organisierte Ungleichheiten wie die Chancengleichheit von Frauen oder zerstörerische Produktionsweisen zu arbeiten. Gleichzeitig ergibt diese eigene Veränderung auch nur im Kontext von Gruppen wie den Pioneers of Change Sinn, denn dort findet sich ein Gutteil der eigenen Bestätigung. Die Wertschätzung des eigenen Selbst, sowie der eigenen Fähigkeiten und Werte, ist etwas, das mit Unsicherheit verbunden ist. Beratungsunternehmen wie das Plenum übernehmen eine Vermittlerrolle und widmen sich genau dieser Unsicherheit und bieten dadurch das, was z.B. die gesellschaftliche Position als Lehrerin und zahlreiche andere Arbeitsverhältnisse nicht mehr bieten können – Anerkennung. Trotz oder gerade wegen der Unsicherheit, was mich selbst denn ausmacht und ausmachen soll, wird oft die eigene „Authentizität“ beschworen und authentisch Leben als eine Vision angeboten. Diese wird aber gleichzeitig vom ständigen Arbeiten an sich selbst begleitet und der Frage, was denn nun authentisch ist. Diese Unsicherheit führt analog zu den Zertifizierungsprozessen der Ökomode dazu, dass Organisationen wie good.bee oder das Plenum Methoden entwickeln müssen, um ihren Erfolg zu messen.

Dieses Zertifizieren hat durchaus auch negative Aspekte. Im Fall von Eva Lackner bedeutet es, sich ständig potenziellen Geldgebern oder Jurys auszusetzen. Das Fehlen gleichberechtigter Partner zu sein, sondern immer von anderen bewertet zu werden, führt in ihrem Fall dazu, oft potenzielle Hilfen und Förderungen nicht anzunehmen. Dazu zeigen gerade die Erfahrungen des Plenums, dass anonymes Antragstellen dazu führt, dass nur jene durch diese scheinbar objektiven Verfahren begünstigt werden, die diese Hürde sprachlich und formal meistern können. Das Plenum oder das UGP des AMS sind zwei mögliche Hilfestellungen bei diesen formalen Problemen. Meine Gesprächspartnerinnen erzählten aber, dass es eigentlich der Zusammenhalt und Austausch in einer Gruppe ist, der sie weiter bringt. Sei es die Problemchen und Lösungsstrategien der Startups des UGP oder die Entspannung bei den Kreativtagen der Werkweiber, die aus den Pioneers of Change

hervorgegangen sind.

Spricht man von Mode, denkt man zwangsläufig an Kreativität. Das Einzigartige steht im Vordergrund, sei es als individuelles Kleidungsstück oder als Fähigkeit einer Designerin. Bei meiner Forschung zeigte sich, dass die eigentliche kreative Arbeit selten erwähnt wird. Diese besteht u.a. aus den praktischen Fähigkeiten, die sich eine Designerin über Jahre hinweg aneignet. Dazu kommt, dass die Situation junger Modeschaffende es schwer macht, an ihren Ideen zu arbeiten. Die permanente Mehrfachbelastung von Erwerbstätigkeit und dem Aufbau eines eigenen Geschäfts oder Labels sind eher hinderlich. Vieles entsteht erst durch den Umgang mit KundInnen oder den Austausch auf Messen. Eva Lackner und Birgit Rampula ziehen auch das Arbeiten mit anderen vor. So entstehen Kleidungsstücke durchaus in co-working spaces. Sei es einfach durch die Atmosphäre und den Austausch mit Anderen im gleichen Raum oder der kollektiven Arbeit an einer Kollektion. Kreativität im Modebereich ist also ein nicht abgeschlossener Prozess, der ProduzentInnen wie KundInnen und Bekannte mit einschließt. Dies ist für finanzierende Institutionen wie Banken oder Förderprogramme schwer kalkulierbar, und so steigen diese Institutionen erst ein, wenn sich ein Label oder eine Boutique schon etabliert hat. Die Finanzierung bis dahin läuft über mehrere Jobs und die Kreditaufnahme bei Bekannten und Freunden. Dies inkludiert aber auch wieder einen gewissen Erwartungsdruck, dem man möglicherweise ausgesetzt ist. Bei einem Stichprobenbesuch in verschiedenen Bankfilialen, verstärkte sich der Eindruck, dass für diese Institutionen kein Unterschied bei gewerblichen Kreditnehmern besteht. Unternehmen ist Unternehmen. Entsprechend konnte man mir es kaum bis keine speziellen Beratungsangebote für nachhaltiges Wirtschaften liefern.

Die konkrete unternehmerische Praxis geht auch nicht zwangsweise auf Gewinnmaximierung. Manche Boutique Betreiberinnen geben Preisnachlässe, wenn sie den Eindruck haben engagierte StudentInnen interessieren sich für nachhaltig produzierte Kleidung, haben aber wenig Geld zu Verfügung. Eva Lackner steckt in manche Anfertigungen ebenfalls mehr Zeit und Mühe als sie eigentlich in Form von Geld dafür enthält. Ähnlich geht es Birgit Rampula, die ihre Bärenkollektion aus persönlichen Motiven heraus entwirft und weit unter Herstellungskosten anbietet. In diesem Sinne ist auch ihre Aussage zu verstehen: *“Ich will gar nicht mit Asien konkurrieren.“* Denn ihre eigene Entwicklung und die ihres Designs findet nicht in Konkurrenzsituationen mit anderen Volkswirtschaften statt, sondern im Austausch mit Gleichgesinnten. In diesem Sinne ist auch David Graebers Verständnis von Konsum (vgl. Graeber 2007) zu sehen, denn wir konsumieren nicht, um Güter zu vernichten und dadurch die Wirtschaft anzukurbeln, wie es uns die einschlägige Theorie erzählt. Vielmehr steht Konsum in Beziehung zur Produktion und Reproduktion von Menschen und

liefert immer eine Vorstellung darüber, wie ein erstrebenswertes Dasein auszusehen hat. Im Falle des Konsums scheint es eine der wenigen Möglichkeiten zu sein, diesen Lebensentwürfen nachzugehen, bzw. nachgehen zu können.

8. Literaturverzeichnis

Alexander, Jeffrey C.:

1996 Critical Reflections on 'Reflexive Modernization'. *Theory, Culture & Society*, Vol. 13, No. 4, pp. 133-138

Appadurai, Arjun:

1996 *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis, University of Minneapolis Press

2000 Grassroots Globalization and the Research Imagination. *Public Culture*, Vol. 12 No. 1, pp. 1-19

2008 Global Ethnoscapes: Notes and Queries for a Transnational Anthropology. In: Khagram, Sanjeev/Levitt, Peggy (2008): *The Transnational Studies Reader*. New York Routledge

Barnard, Alan:

2000 *History and Theory in Anthropology*. Cambridge, University Press

Barnard, Alan/Spencer, Jonathan (Eds):

2007 *Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology*. London, Routledge

Barth, Fredrik:

2005 Britain and The Commonwealth. In: Gingrich et. al.: *One Discipline, Four Ways: British, German, French, and American Anthropology*. Chicago, University Press

Beck, Ulrich/Bonss, Wolfgang/Lau, Christoph:

2003 The Theory of Reflexive Modernization. Problematic, Hypotheses and Research Programme. *Theory, Culture & Society* April 2003 20: 1-33

Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott:

1994 Reflexive Modernisation. London, Polity Press

1996 Reflexive Modernisierung. Frankfurt, Suhrkamp

Becker, Howard:

2008 [1984] Art Worlds. 25th Anniversary Edition. Berkeley, University of California Press.

Berman, Marshall:

2009 The Politics of Authenticity. Radical Individualism and the Emergence of Modern Society. New Edition. New York, Verso.

Birkhan, Barbara:

2006 Globale Redistribution von Biodiversität. Ein Frühkapitalismus der Wissensgesellschaft in Sozialanthropologischer Perspektive. Diplomarbeit an der Fakultät für Sozialwissenschaften Wien

Blum, Eva-Maria:

2008 Überbaute Erinnerungen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Nr. 104, S.3-27

Boltanski, Luc/Chiapello, Ève:

2005 The new Spirit of Capitalism. London, Verso

Borofsky, Robert (ED):

1994 Assessing Cultural Anthropology. New York, McGraw-Hill

Böhmler, Daniela/Scheiffele, Peter:

2005 Überlebenskunst in einer Kultur der Selbstverwaltung. In: Schultheis, Franz/Schulz, Kristina (Hrsg.): Gesellschaft mit begrenzter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag. Konstanz, UVK Verlag

Burchell, Jon (ED):

2008 The Corporate Social Responsibility Reader. London, Routledge

Breuss, Fritz:

2010 Die österreichische Wirtschaft seit der Ostöffnung. In: Stiefel, Dieter/Schumpeter Gesellschaft (Hrsg): Der Ostfaktor. Österreichs Wirtschaft und die Ostöffnung 1989 bis 2009. Wien, Böhlau Verlag

Bryant, Raymond/Goodman, Michael:

2004 Consuming Narratives: The Political ecology of 'Alternative' Consumption. Transactions of the Institute of British Geographers, New Series, Vol 29, No. 3, pp. 344-366

Carrier, James/Miller, Daniel (Eds.):

1998 Virtualism. A New Political Economy. Oxford, Berg Publishing

Descola, Philippe/Pálsson, Gísli (Eds):

1996 Nature and Society. Anthropological perspectives. London, Routledge

Dunn, Elizabeth:

2004 Privatizing Poland: Baby Food, Big Business, and the Remaking of Labor. Ithaca, Cornell University Press

Edelman, Marc/Haugerud, Angelique (Eds.):

2005 The Anthropology of Development and Globalization. From Classical Political Economy to Contemporary Neoliberalism. Oxford, Blackwell Publishing

Eder, Klaus:

2002 Die Natur: ein neues Identitätssymbol der Moderne? In: Gingrich, Andre/Mader, Elke (Hrsg): Metamorphosen der Natur. Sozialanthropologische Untersuchungen zum Verhältnis von Weltbild und natürlicher Umwelt. Wien, Böhlau Verlag

Faltin, Günter:

2008 Kopf schlägt Kapital. München, Carl Hanser Verlag

Felber, Christian:

2009 Kooperation statt Konkurrenz. Wien, Deuticke Verlag

Fillitz, Thomas/Saris, Jamie (Eds.):

2012 Debating Authenticity. Concepts of Modernity in Anthropological Perspective.
Oxford and New York, Berghahn Book

Flick, Uwe:

2002 Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Hamburg, Rowohlt Taschenbuch Verlag

Foster, Robert J.:

2005 Commodity Futures. Labour Love and Value. Anthropology Today Vol. 21 No. 4, pp. 8-12

Fretel, Alfonso Cortera/Roca, Humberto Ortiz:

2010 Fair Trade. In: Hart, K./Laville, J.L./Cattani, A.D.: The Human Economy. Politiy Press,
Camebridge

Giddens, Anthony:

1996 Leben in einer posttraditionellen Gesellschaft. In: Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott:
Reflexive Modernisierung. Frankfurt, Suhrkamp

Gingrich, Andre:

1999 Wege zur transkulturellen Analyse: Über die Paradigmenwechsel euro-amerikanischer Sozial-
und Kulturanthropologie im 20. Jahrhundert. In: Gingrich, Andre. Erkundungen. Themen der
ethnologischen Forschung. Wien, Böhlau. S. 176-203.

2005 Vom Verhältnis zur Natur bei anderen Kulturen. Wissenschaften & Umwelt Interdisziplinär
Nr. 9 (Themenheft: Naturschutz – warum, wo, was, wie?), 47–56

Gingrich, Andre/Barth, Fredrik/Parkin, Robert/Silverman, Sydel:

2005 One Discipline, Four Ways: British, German, French, and American Anthropology. Chicago,
University Press

Gingrich, Andre/Mader, Elke:

2002 Der Elefant im Garten. Einleitende Bemerkungen. In: (dies., Hrsg): Metamorphosen der
Natur. Sozialanthropologische Untersuchungen zum Verhältnis von Weltbild und natürlicher
Umwelt. Wien, Böhlau Verlag

Gershon, Ilana:

2011 Neoliberal Agency. *Current Anthropology*, Volume 52, No. 4, pp. 537-555

Glick-Schiller, Nina/Levitt, Peggy:

2008 Conceptualizing Simultaneity: A Transnational Social Field Perspective on Society. In: Khagram, Sanjeev/Levitt, Peggy: *The Transnational Studies Reader*. New York Routledge

Glick-Schiller, Nina/Wimmer, Andreas:

2003 Methodological Nationalism, the Social Sciences, and the Study of Migration: An Essay in Historical Epistemology. *International Migration Review*, Vol. 36, No. 3, pp. 576-610

Graeber, David:

2005 Value: Anthropological theories of Value. In: Carrier, James (ED): *Handbook of Economic Anthropology*. Cheltenham, pp. 439-471

2007 The Very Idea of Consumption. In: (ders.): *Possibilities. Essays on Hierarchy, Rebellion and Desire*. Oakland, AK Press

2010 On The Moral Grounds of Economic Relations. An Maussian Approach. *Open Anthropology Cooperative Press*. Erhältlich über www.openanthcoop.net/press vom 10.12.2010

2011 Consumption. *Current Anthropology*, Vol. 52, No. 4, pp. 489-511

2011a Debt. The first 5000 Years. New York, Melville House Publishing

Grober, Ulrich:

2010 Die Entdeckung der Nachhaltigkeit. Kulturgeschichte eines Begriffs. München, Verlag Antje Kunstmann

Gupta, Akhil/Ferguson, James:

2008 Discipline and Practice: „The Field“ as Site, Method, and Location in Anthropology. In: Khagram, Sanjeev/Levitt, Peggy (2008): *The Transnational Studies Reader*. New York Routledge

Hann, Chris:

2010 Moral Economy. In: Hart, Keith et. al.: The Human Economy. Cambridge Univ Press, pp. 187-198

Hannerz, Ulf:

2003 Macro-scenarios. Anthropology and the debate over contemporary and future worlds. Social Anthropology, No.11, Vol. 2, pp. 169–187

Hart, Keith:

2000 Money in an Unequal World. Keith Hart's Memory Bank. London. Erhältlich über <http://thememorybank.co.uk> vom 07.11.2011

Hart, Keith/Laville, J.L./Cattani, A.D.:

2010 The Human Economy. Cambridge Polity Press

Hauer, Albert:

2009 Naturfaser aus ökologischem Landbau. Aspekte nachhaltiger Produktion, Vermarktung und Handel von Naturtextilien aus der Sicht von Naturtextilproduzenten und Händlern. Diplomarbeit an der Universität Wien

Helbig, Jürg:

2002 Der Niedergang des Strukturfunktionalismus und der Aufstieg paradigmatischer Alternativen in der Ethnologie. Analyse & Kritik Nr. 24/2002, S. 3-39

Hornborg, Alf:

2009 Zero-Zum World. Challenges in Conceptualizing Environmental Load Displacement and Ecologically Unequal Exchange in the World-System. International Journal of Comparative Sociology, Vol. 50, No. 3-4, pp. 237-262

Hulgard, Lars:

2010 Social Entrepreneurship. In: Hart, Keith/Laville, J.L./Cattani, A.D.: The Human Economy. Cambridge Polity Press

Ingold, Tim:

1986 The Appropriation of Nature: Essays on Human Ecology and Social Relations. Manchester, University Press

2008 (2007) Anthropology is Not Ethnography. Proceedings of British Academy, vol. 154, pp. 69-92

Ingold, Tim/Hallam, Elizabeth (EDS):

2007 Creativity and Cultural Improvisation. Oxford Berg Publishing

Katschnig-Fasch, Elisabeth:

2003 In der Spirale der Auflösung – Zur Krise der Schule. In: (dies., Hrsg.): Das ganz alltägliche Elend. Bewegungen im Schatten des Neoliberalismus. Wien, Erhard Löcker Verlag

Knieli, M./ Katzmann, S./ Tangl, E. / Hasslinger, R.:

2006 Ökotextilien - aus der Nische zum Trendprodukt! Berichte aus Energie- und Umweltforschung 32/2007, Bundesministerium für Verkehr, Innovation und Technologie (Hrsg.), Wien. Erhältlich über http://www.fabrikderzukunft.at/fdz_pdf/endbericht_0732_oekotextilien.pdf vom 21.10.2011

Komlosy, Andrea:

2006 Österreichs Brückenfunktion und die Durchlässigkeit des Eisernen Vorhangs. In: Enderle-Burcel, Gerlinde/Stiefel, Dieter/Teichova, Alice (Hrsg.): „Zarte Bande“. Österreich und die europäischen planwirtschaftlichen Länder. Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchives Sonderband Nr. 9

2010 Auswirkungen der Grenzöffnung 1989: Das Beispiel des Oberen Waldviertels. In: Stiefel, Dieter/Schumpeter Gesellschaft (Hrsg): Der Ostfaktor. Österreichs Wirtschaft und die Ostöffnung 1989 bis 2009. Wien, Böhlau Verlag

Kreff, Fernand:

2003 Grundkonzepte der Sozial und Kulturanthropologie in der Globalisierungsdebatte. Berlin, Dietrich Reimer Verlag

Kuklick, Henrika:

2007 Functionalism. In: Barnard, Alan/Spencer, Jonathan (Eds): Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology. London, Routledge, pp. 246-251

Lash, Scott:

1994 Reflexivity and its doubles: structure, aesthetics, community. In Beck, Ulrich/Giddens, Anthony/Lash, Scott (Eds.): Reflexive modernization. Cambridge, Polity Press

Liep, John (ED):

2001 Locatin Cultural Creativity. London, Pluto Press

Lindholm, Charles:

2008 Culture and Authenticity. Oxford, Blackwell Publishing

Lindholm, Charles/ Zúquete, José Pedro:

2010 The Struggle for the World. Liberation Movements for the 21st Century. Stanford, University Press

Lyons, Sarah:

2006 Evaluating fair trade consumption: politics, defetishization and producer participation. International Journal of Consumer Studies, Vol 30, No. 5, pp. 452-464

Marcus, George:

1995 Ethnography in/of the world system: The Emergence of Multisited Ethnography. Annual Reviews Anthropology Vol. 24, pp. 95-117

Mathesws, Gordon/Izquierdo, Carolina:

2009 Anthropology, Happiness and Well-Being. In: (dies., Hrsg.): Pursiut of Happiness. Well-being in anthropological perspective. New York, Berghahn Books

Mauss, Marcel:

2001 Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Frankfurt a.M., Suhrkamp

Meyer, Christian/Schareika, Nikolaus:

2009 Neoklassische Feldforschung: Die mikroskopische Untersuchung sozialer Ereignisse als ethnographische Methode. Zeitschrift für Ethnologie Nr. 134, S.79-102

Mitchel, T.:

1988 Colonizing Egypt. Cambridge University Press

Moore, Henrietta:

1999 Anthropology at the Turn of the Century. In: Moore, Henrietta (ED): Anthropological Theory Today. Cambridge Polity Press

2004 Global anxieties. Concept-metaphors and pre-theoretical commitments in anthropology. Anthropological Theory Vol. 4 No. 1, pp. 71-88

Ong, Aihwa:

2006 Neoliberalism as Exception. Mutations in Citizenship and Sovereignty. Durham, Duke University Press

Pálsson, Gísli:

1996 Human-environmental relations: orientalism, paternalism and communalism. In: Descola, Philippe/Pálsson, Gísli (Eds): Nature and Society. Anthropological perspectives. London, Routledge

Partridge, Damani James:

2011 Activist Capitalism and Supply-Chain Citizenship. Current Anthropology No. 52, Supplement 3, pp. 97-111

Pun, Ngai:

2005 Made in China. Women Factory Workers in a Global Workplace. London Duke University Press

Riles, Annelise:

2011 Collateral Knowledge. Legal Reasoning in the financial Markets. Chicago, University of Chicago Press

Rivoli, Pietra:

2006 Reisebericht eines T-Shirts. Ein Alltagsprodukt erklärt die Weltwirtschaft. Berlin, Econ Verlag

Robben, Antonius C. G. M.:

2007 Multi-Sited Fieldwork. In: Robben, Antonius C. G. M./Sluka, Jeffrey A. (ED): Ethnographic Fieldwork. An Anthropological Reader. Oxford, Blackwell

Rogler, Christian:

2008 Zum Verhältnis von Märkten, Management und Universitäten. Eine anthropologische Untersuchung der neoliberalen Ökonomisierung der österreichischen Universitäten am Beispiel des Wiener Institutes für Kultur- und Sozialanthropologie. Diplomarbeit an der Universität Wien

Sahlins, Marshall:

1972 Stone Age Economics. Chicago

1994 Goodbye to Triste Tropes: Ethnography in the Context of Modern World History. In: Borofsky, Robert (ED): Assessing Cultural Anthropology. New York, McGraw-Hill.

Schein, Gerlinde/Seiser, Gertraut:

2010 Einführung in die Organisations- und Betriebsanthropologie. Erhältlich über <http://www.univie.ac.at/ksa/elearning/cp/organthro/organthro.pdf> vom 22.10.2011

Schmidt, Gerald:

2005 Positive Ecology. Sustainability and the „Good Life“. Hampshire, Ashgate Publishing

Schweitzer, Peter:

2002 Jäger, Tierseelen und Umweltschützer. Indigene und europäische Umweltbilder auf der Tschuktschen-Halbinsel. In: Gingrich, Andre/Mader, Elke (eds): Metamorphosen der Kultur. Wien: Böhlau

Scov, Lise:

2008 Ethics and the Fashion Industry in West Europe. Creative Encounters Working Papers #18, Erhältlich über: http://www.researchnest.com/all_reports/13100175651ethics%20and%20the%20fashion%20industry%20in%20west%20europe.pdf vom 20.01.2012

Seiser, Gertraud/Mader, Elke:

2006 Theoretische Grundlagen der Ökonomischen Anthropologie. Erhältlich über <http://www.lai.at/web/oeku/cp/theogrunderlagen/theogrunderlagen.pdf> vom 05.11.2011

Strigl, Alfred:

o.a. Die Zukunftspionierin. Essay

Tran, Vinh Tai:

2010 Die Europäische und Chinesische Textilwirtschaft im Wandel – Chancen und Gefahren unter Berücksichtigung Vietnams als potentielle Alternative für chinesische und internationale Investoren. Diplomarbeit an der Universität Wien

Tsing, Anna:

2009 Supply Chains and the Human Condition. Rethinking Marxism Vol. 21 No. 2, pp. 148-176

Umweltberatung Wien

2009 Ökotextil-Labels in Österreich. PDF erhältlich über http://images.umweltberatung.at/htm/oekotextillabels_in_oesterreich.pdf von 20.09.2011

Urry, John:

2011 Climate Change & Society. Camebridge Polity Press

Weidenhausen, Evelyn Mejrem:

2010 Globalisierungsprozesse in der Textilwirtschaft, insbesondere in der ökologisch ausgerichteten Branche. Dissertation an der Universität Stuttgart erhältlich über <http://elib.uni-stuttgart.de/opus/volltexte/2010/5251/pdf/DoktorarbeitEndfassung.pdf> vom 20.10.2011

Wilk, Richard:

2009 Consuming Ourselves to Death. In: Crate, Susan (ED): Anthropology and Climate Change: from Encounters to Actions. Durham, Duke University Press

Zeyringer, Wolfgang:

2006 Powerpointfolien des Vortrags: „Die österreichische Textilindustrie - Aktuelle Situation und Versuch eines Ausblicks“. Erhältlich über

http://www.voetc.at/Nachlese/LageTextilindustrie_240306.pdf vom 25.10.2010

Audiodateien:

Audio 1: Interviewaufzeichnung vom 03.10.2011, ~50 Minuten

Audio 2: Sklavenmarkt Deutschland. ARD Radio Feature. Erhältlich über

<http://www.ardmediathek.de/ard/servlet/content/3517136?documentId=8888486> vom 10.12.2011

Transkripte:

FFT = Feldforschungstagebuch

Transkript 1, 21.3-23.3.2011

Transkript 2, 16.08.2011

Transkript 3, 18.08.2011

Transkript 4, 16.09.2011

Transkript 5, 06.10.2011

Transkript 6, 30.08.2011

Transkript 7, 28.09.2011

Transkript 8

9. Anhang

9.1 Abstract

Trotz des öffentlichen Diskurses über die eigene Wahlfreiheit bei der Gestaltung des eigenen Lebens ist der Alltag vieler Menschen stark von wirtschaftlichen Prozessen geprägt, die die eigenen Handlungsmöglichkeiten einschränken. Ich untersuche diese Prozesse anhand von Frauen die in Wien als Designerinnen und Einzelhändlerinnen für Ökomode tätig sind. Gezeigt wird, wie globales policy making, transnationale Produktionsbeziehungen und lokale Realitäten zusammen wirken. Daraus entstehen Lebensentwürfe und Visionen einer besseren Zukunft, die wieder in die eigene Arbeit als Modeschaffende einfließen.

Despite the public discourse about the freedom of choice when it comes one owns possibilities in life, the everyday life is structured by economic processes which restrict various ways of acting. I'll take a closer look at these processes. In doing so I carried out my research in the field of Eco-fashion and accompanied female fashion designers or retailers. I'll show that policy making on a global scale, transnational ways in structuring supply chains, and local realities are deeply connectet with each other. They form visions about a good-life and better futures which are incorporatet in the own ways of working.

9.2 Lebenslauf

Persönliche Daten:

Name: Frank Broszeit

Geburtsdatum: 27.10.1977

Geburtsort: Ludwigshafen am Rhein

e-mail: frank.broszeit@gmail.com

Tätigkeiten während des Studiums:

- Winter 2009 – offen** * Externer **Trainer** für die **Johanniter Unfallhilfe** Wien. Vermittlung des Praxisteils der Ersten Hilfe an Laien.
- Juni 2010 – Feb 2012** * Freier **Referent** im Bereich Jugendprävention bei der **Aidshilfe** Wien. Durchführen von Präventionsworkshops mit Jugendlichen.
- 2010 - 2011** * **Mitarbeiter** bei der **Evaluationsstudie** des Sensibilisierungsprojektes „Xchange“ unter Leitung von Dr.ⁱⁿ Anna Streissler.
(www.projektxchange.at)
- * **Freier Researcher: Durchführung** teilstandardisierter **Interviews** mit Jugendlichen für die Sozialwissenschaftliche Studiengesellschaft zum Thema **Jugendgewalt**
- 2007 - 2008** * **Trainer/Coach: Pilot Forschungsprojekt** von Dr.ⁱⁿ Anna Streissler in einer Integrationsklasse. Das Projekt erhielt 2008 den Bank Austria Preis für innovative Lehre. Ziel: **Vermittlung sozialwissenschaftl. Methoden** zur Durchführung eigener Forschungsprojekte der SchülerInnen.
- * Diverse **Trainertätigkeiten**, u.a. für das Wiener Jugendrotkreuz, Profikids, etc.
- * **Gründungsmitglied** von C.I.S.O – studentischer **Verein** für angewandte Anthropologie (nach 2 Jahren aufgelöst)
- * **Radiomacher** bei **Radio Orange** 94.0. Aufbau der studentischen Sendereihe „Ethnowelle“.

Studium:

- Seit Winter 2010** * **Forschung und Schreibtätigkeit** an meiner **Diplomarbeit** zu öko-fairer Mode in Wien. **Forschung** bei mehreren **Einzelhändlerinnen** und **Social Entrepreneurs**, sowie der **Plenum Beratungs GmbH**
- Seit 2005** * **Studium der Kultur- und Sozialanthropologie**
Schwerpunkte: Interkulturelle Kommunikation, Organisationsanthropologie, Konflikt- und Friedensforschung, Interdisziplinäres Arbeiten, Ökologische Anthropologie.
- 2005 - 2007** * **Kandidatur als Studienrichtungsvertreter**, Engagement in der STV Kultur- und Sozialanthropologie von 2005 – 2007
- 2000 - 2005** * **Außerordentlicher Studierender** an der Uni Innsbruck, Schwerpunkt biologische Psychologie und Lernen; Engagement in der STV Psychologie

Schulbildung:

- 2000 - 2005** AHS Matura am Abendgymnasium Innsbruck, Fremdsprachlicher Zweig
- 1999 - 2000** Fachoberschule für Technik an der Berufsbildenden Schule I in Ludwigshafen (Abgebrochen nach einem Jahr, Umzug nach Österreich)
- 1995 - 1999** Ausbildung zum Energieelektroniker bei der BASF Ludwigshafen
- 1993 - 1995** Mittlere Reife an der Berufsbildenden Schule Wirtschaft II in Ludwigshafen
- 1988 - 1993** Hauptschulabschluss im Schulzentrum Edigheim